

LINGUA

INTERNATIONAL REVIEW OF GENERAL LINGUISTICS
REVUE INTERNATIONALE DE LINGUISTIQUE GÉNÉRALE

Editors — Comité de Rédaction:

A. W. DE GROOT

A. J. B. N. REICHLING

E. M. UHLENBECK

VOLUME IV, 4

April 1955

NORTH-HOLLAND PUBLISHING COMPANY
AMSTERDAM

UNIVERSITY OF HAWAII
LIBRARY

JUN 17 '55

CONTENTS - SOMMAIRE

Contributions - Articles de fond

Vittore Pisani, August Schleicher und einige Richtungen der heutigen Sprachwissenschaft	33
G. Panconcelli-Calzia, Das Flüstern in seiner physio-pathologischen und linguistischen Bedeutung	36
Knud Togeby, Les temps du français	33
Robert A. Hall Jr., The Development of Vowel Pattern in Romance	39
Meyer de Villiers, Absolute and Relative Tenses; Empathy in Afrikaans (South African Dutch).	40
Finngeir Hiorth, Arrangement of Meanings in Lexicography	41

Reviews - Comptes rendus

Lars Hermodsson, Reflexive und Intransitive Verba in älteren Westgermanischen (A. C. Bouman)	41
Fr. Stroh, Handbuch der germanischen Philologie (A. C. Bouman)	41
José Simón Díaz, Bibliografía de la literatura hispánica II (J. A. van Praag)	41
Joaquín de Entrambasaguas, Síntesis de pronunciación española (J. A. van Praag).	41
Miguel Romera-Navarro, Registro de lexicografía hispánica (J. A. van Praag)	43
Paul Aebischer, Estudio de toponimia y lexicografía románica (J. A. van Praag).	43
Yakov Malkiel, The Hispanic Suffix -(i)ego, A Morphological and Lexical Study Based on Historical and Dialectal Sources (J. A. van Praag)	43
Jürg Fröhlich, Der Indefinite Agens im Altenglischen unter besonderer Berücksichtigung des Wortes <i>man</i> (R. Vleeskruyer)	43
Publications Received.	43

PAPERS TO APPEAR IN THE NEXT NUMBERS - AU SOMMAIRE DES PROCHAINS NUMEROS

Contributions - Articles de fond:

Anton Reichling, The Principles of Trubetzkoy's „Grundzüge“. — Bouda, Dravidisch und Uralaltaisch. — Carl Ebeling, Slavistica. — Carl Ebeling, On Monophonematic Interpretation. — André Malécot, The Elision of the French Mute *-e* within Complex Consonantal Clusters. — Francis Mikus, Jan v. Roszadowski et le structuralisme syntagmatique. — Peter Ladefoged, The Classification of Vowels.

Reviews - Comptes rendus:

Charles Bally, Linguistique générale et linguistique française (Alf Sommerfelt). — Knut Bergsland Røros-Lappisk Grammatikk et forsøk på strukturell språkbeskrivelse (Collinder). — Marcel Cohen, Histoire d'une langue: le Français (Alf Sommerfelt). — Bertil Malmberg, Til Fråga om Språkets Systemkaraktär (Sommerfelt). — Bertil Malmberg, Le système consonantique du français moderne (Sommerfelt). — Bertil Malmberg, Système et méthode (A. Reichling). — H. L. Mencken, The American Language, Suppl. II (R. W. Zandvoort). — Chr. Mohrman, Laat-latijn en Middeleeuwsch Latijn (Bertoldi). — Karl Bouda, Lakkisch Studien (Wils). — Franz Rauhut, Die Fachausdrücke der Sprachwissenschaft (Reichling). — A. van Loey, Middelnederlandse Spraakkunst (Reichling). — Robert A. Hall jr., Bibliography of Italian Linguistics.

AUGUST SCHLEICHER UND EINIGE RICHTUNGEN DER HEUTIGEN SPRACHWISSENSCHAFT *)

Zusammenfassung

Schleichers Glottik beruhte auf dessen Auffassung der Sprache als Naturorganismus, welche sich, obwohl die Erkenntnis der Menschenbedingtheit der Sprache ihr den Boden entzogen hat, in den Ansichten de Saussures und seiner Epigonen noch auswirkt. Einen Durchbruch in dieser Auffassung bildete die Stammbaumtheorie, die zu einer geschichtlichen, der Wirklichkeit entsprechenden Anschauung der Sprache führte, wie sie über J. Schmidt und andere bei Schuchardt und Bartoli auftaucht. Lautgesetzeentheorie und Rekonstruktionsverfahren, die Schleicher auf der Grundlage der Naturorganismusauffassung ausbaute, werden dennoch, umgedeutet und umgedacht, unserer Wissenschaft ihren Charakter von exakter Disziplin auch bei der geschichtlichen Anschauung der Sprache zu verleihen fortfahren.

In seiner berühmten Schrift über die Darwinsche Theorie und die Sprachwissenschaft ¹⁾ rühmte sich Schleicher aus den Büchern von Botanikern und Zoologen gelernt zu haben, was Entwicklungsgeschichte sei: „Bei den Naturforschern kann man einsehen lernen, dass für die Wissenschaft nur die durch sichere, streng objective Beobachtung festgestellte Thatsache und der auf diese gebaute richtige Schluss Geltung hat; eine Erkenntnis, die manchem meiner Collegen von Nutzen wäre. Subjectives Deuteln, haltloses Etymologisieren, vage Vermuthungen ins Blaue hinein, kurz alles, wodurch die sprachlichen Studien ihrer wissenschaftlichen Strenge beraubt und in den Augen einsichtiger Leute herabgesetzt, ja sogar lächerlich gemacht werden, wird demjenigen gründlich verleidet, der sich auf den oben angedeuteten Standpunkt nüchterner Beobachtung zu stellen gelernt hat. Nur die genaue Beobachtung der Organismen und ihrer Lebensgesetze, nur die völlige Hingabe an das wissenschaftliche Object soll die Grundlage

*) Einer Einladung Herrn Prof. Reichling Folge leistend, veröffentliche ich hier in deutscher Uebersetzung einen Aufsatz, der in italienischer Sprache schon in „Paideia“ IV (1949), 297—319 erschienen ist. Ein Paar Nachträge in den Anmerkungen sind in eckigen Klammern gesetzt

¹⁾ Aug. Schleicher, *Die Darwinsche Theorie und die Sprachwissenschaft* ³, 1873, S. 6. (Die erste Ausgabe erschien 1863).

auch unserer Disciplin bilden; alles noch so geistreiche Gerede, das jenes festen Grundes enträth, ist jedes wissenschaftlichen Werthes bar und ledig”.

Man kann sagen, dass es Schleicher gelungen ist dies Programm der Wissenschaftlichkeit für sich zu verwirklichen und es der Sprachwissenschaft als Siegel aufzudrücken: welche auch die von dieser angenommenen Richtungen und Aussehen sind, unterscheidet sich unsere Disziplin scharf von den anderen philosophisch-historischen Wissenschaften durch eine Methodenstrenge, die sie den mathematisch-physischen näher rückt. Diese ihre Eigenschaft schuldet sie eben Schleicher, der der sich tummelhaft durch die glänzenden Entdeckungen der ersten Sprachvergleichler ausbauenden Linguistik eine Methodik und eine Problematik schaffen konnte, zum Preis ihrer Abwendung von der Geschichte. „Die Sprachwissenschaft”, sagte er in der Einleitung zu seiner *Deutschen Sprache* ²⁾, indem er die Grenze zwischen dieser Wissenschaft und der Philologie zog, „ist keine historische, sondern eine naturhistorische Disciplin. Ihr Object ist nicht das geistige Völkerleben, die Geschichte (im weitesten Sinne), sondern die Sprache allein; nicht die freie Geistesthätigkeit (die Geschichte), sondern die von der Natur gegebene, unabänderlichen Bildungsgesetzen unterworfenene Sprache, deren Beschaffenheit eben so sehr ausserhalb der Willensbestimmung des Einzelnen liegt, als es z.B. der Nachtigall unmöglich ist ihren Gesang zu ändern, d. h. das Object der Glottik ist ein Naturorganismus”.

Die Idee, dass die Sprachen Naturorganismen seien, war keineswegs neu: man kann sagen, dass diese Anschauung auf jene antiken Denker zurückgeht, die glaubten, dass die Sprache φύσει sei und sie daher dem menschlichen Wille absprachen (sie dachten aber nur an die Ursprünge, nicht an die spätere Entwicklung, wovon sie keine klare Vorstellung besaßen); und in den ersten Dezennien des XIX. Jahrhunderts taucht die Auffassung der Sprache als etwas an sich, ausser der sie sprechenden Menschen Lebendes — eine Auffassung, die besonders von den Sen-

²⁾ Aug. Schleicher, *Die deutsche Sprache* ³⁾, 1874, S. 120. (Die erste Ausgabe erschien 1859). Die Behauptung, dass nicht die Geschichte, sondern nur die Sprache der Gegenstand der Sprachwissenschaft ist, kehrt im berühmten Satz wieder, womit de Saussures *Cours de linguistique générale* schliesst: „La linguistique a pour unique et véritable objet la langue envisagée en elle-même et pour elle-même”.

sisten der voraufgehenden Zeit bekämpft worden war — in der romantischen Terminologie wieder auf und wir finden sie bei Linguisten wie Fr. Schlegel ³⁾ und Fr. Bopp. Auch Max Müller in seinen *Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache* vom Jahre 1860 behauptet, dass diese eine Naturwissenschaft ist, und unterstreicht emphatisch ⁴⁾ die Unabhängigkeit der sprachlichen Evolution vom Willen der Menschen. Niemand aber hatte bisher wie Schleicher beteuert, dass „die Sprachen Naturorganismen sind, die, ohne vom Willen des Menschen bestimmbar zu sein, entstanden, nach bestimmten Gesetzen wuchsen und sich entwickelten und wiederum altern und absterben“ ⁵⁾, und aus dieser Definition eine Reihe theoretischer und praktischer Folgerungen gezogen. Grundlegend unter diesen Schlussfolgerungen ist, dass die Sprache als Naturorganismus, sogar als der aus lautlichem Stoffe gebildete höchste aller Naturorganismen ⁶⁾, sich in fortwährender Entwicklung befindet und diese Entwicklung nach bestimmten Gesetzen stattfindet, die zu formulieren nötig ist. Und diese Gesetze sind die sogenannten Lautgesetze, die sich auf der Beobachtung gründen, dass in zwei aufeinanderfolgenden Perioden einer sprachlichen Ueberlieferung ein Laut oder eine Lautgruppe bei gleichen Umständen denselben Veränderungen in den verschiedensten Worten, die ihn, bzw. sie enthalten, unterworfen ist: z.B. ist lat. *c* vor *a* im Anlaut zu franz. *ch* geworden, vgl. *char champ cher chien chèvre chose* usw. aus *carrus campus carus canis capra causa* usw. Für Schleicher besteht sogar der Sprachwandel überhaupt in den Lautgesetzen, die die Wörter einer beständigen Abnutzung, besonders in den Endungen unterwerfen, und damit es notwendig machen, die Endungen durch Komposition zu erneuern (z. B. it. *farò* 'ich werde machen' aus *facere habeo*) oder sie durch Umschreibungen zu ersetzen (z. B. *del padre* statt *patris*) ⁷⁾; nur in zweiter Linie weist er auf die Analogie, wonach schwach vertretene morphologische Kategorien von anderen besser vertretenen ersetzt werden, und auf die Vereinfachung solcher Kategorien (z. B. der Be-

³⁾ Vgl. B. Terracini, *Guida allo studio della linguistica storica*, I. Profilo storico-critico, 1946, S. 16.

⁴⁾ Max Müller, *Lecture sopra la scienza del linguaggio*, traduz. di Gherardo Nerucci, 1864, S. 38.

⁵⁾ *Die Darw. Theorie*, S. 7.

⁶⁾ *Die d. Sprache*, S. 33.

⁷⁾ *Die d. Sprache*, S. 67.

seitigung des Duals) hin. Aber diese Kräfte, die sich letzten Endes aus einer Neigung des Menschen nach Bequemlichkeit und Ersparung des Muskeltätigkeit ⁸⁾ erklären lassen, und denen das Sprachgefühl, nämlich das „Gefühl für die Function der einzelnen Elemente des Wortes“ ⁹⁾ einen wirksamen Widerstand entgegensetzen kann, haben nur mit dem Eintritt des Menschen, besser der einzelnen Völker in die Geschichte zu wirken angefangen: aus der richtigen Beobachtung, dass sich in geschichtlich bewegteren Zeiten die Entwicklung einer Sprache rascher vollzieht, hat Schleicher seine Theorie entnommen, wonach sich in vorhistorischer Zeit die verschiedenen Sprachen der Menschheit ausgebildet haben und dabei eine grössere oder mindere Vollkommenheitsstufe erhielten (er unterscheidet drei Stufen: isolierende, agglutinierende und flektierende Sprachen), während zusammen mit dem Eintritt in die Geschichte der Ausbildungsprozess, nunmehr für alle Zukunft aufgehalten ¹⁰⁾, vom Verfallsprozess, der eigentlich Verlust der „lautlichen Integrität“ ¹¹⁾ ist, abgelöst wird. „Sprachbildung und Geschichte“ sagt Schleicher „sind sich ablösende Thätigkeiten des Menschen, zwei Offenbarungsweisen seines Wesens, die nie zugleich stattfinden, sondern von denen stäts die erstere der zweiten vorausgeht“ ¹²⁾, und genauer „in Sprachbildung und Geschichte... offenbart sich das Wesen des Menschen und das jedes Völkerstammes insbesondere... Sprache und Geschichte eines Volkes zusammen geben den Begriff seiner Nationalität. Derselbe Geist, der in seinem Gebundensein an den Laut die Sprache bildete, derselbe wirkte in seiner Freiheit die geschichtliche Entwicklung. Daher kommt es, dass zwischen Sprache und Geschichte eines Volkes ein unverkennbares Band geknüpft ist“ ¹³⁾. Es sind das Ideen, die, wie jedermann sieht, bekannte Prinzipien Hegels, dessen Anhänger Schleicher war, weiterentwickeln, gleichzeitig aber, wenn auch gewaltsam sie zwingend, Humboldts Vorstellung von der Sprachschöpfung seitens der Nationen aufnehmen.

Nachdem er solcherweise eine Theorie aufgestellt hatte, wonach die Sprachveränderungen wie alle Naturgesetze nach absoluten Gesetzen

⁸⁾ *Die d. Sprache*, S. 50.

⁹⁾ *Die d. Sprache*, S. 63.

¹⁰⁾ *Die d. Sprache*, S. 36.

¹¹⁾ *Die d. Sprache*, S. 36.

¹²⁾ *Die d. Sprache*, S. 35.

¹³⁾ *Die d. Sprache*, S. 36 f.

stattfinden, betrachtete es Schleicher als Aufgabe des Sprachforschers die Entwicklung der verschiedenen Sprachen zu studieren, da die Veränderungen das eigene Wesen der Naturorganismen ausmachen, welche wir erst dann gründlich kennen, sagt er, als wir die Summe ihrer Veränderungen kennen ¹⁴⁾. Nun, da wir das Latein kennen, ist es für uns möglich die zwischen diesem und einer romanischen Sprache wie dem Italienischen oder dem Französischen liegende Geschichte wiederherzustellen: wir haben doch keine direkte Kenntnis der Sprache, die den Ausgangspunkt für Latein, Griechisch, Sanskrit usw. bildet, und die Schleicher Indogermanisch nannte. Gerade die Tatsache, dass wir aus der Vergleichung der Laute in den abgeleiteten Sprachen die Laute der Muttersprache erschliessen und das feste Verhältnis bestimmen können, das den Lautgesetzen zufolge zwischen diesen und jenen besteht — wozu bemerkt werden soll, dass jede Sprache ihre eigenen Lautgesetze hat, denn sonst würde es keine Differenzierung gegeben haben ¹⁵⁾ —, gerade diese Tatsache erlaubt uns die Muttersprache, insofern ihre Elemente in den abgeleiteten Sprachen noch fortbestehen, zu rekonstruieren: so z. B., da nach Schleicher ein ursprachliches *a* im Sanskrit *a*, im Griechischen *ε* oder *ο*, im Latein *e* oder *o* ergeben hat, die Gruppe *kv* zu *çv*, resp. *ππ* und *qu* geworden, ein auslautendes *s* überall geblieben ist, erschloss er aus dem Vergleich der 'Pferd' bedeutenden Wörter, nämlich skr. *açvas* gr. ἵππος lat. *equos* die indogermanische „Ur“form *akvas* 'Pferd'.

Schleicher blieb aber nicht bei dieser Rekonstruktion stehen, die, was die Methode betrifft, ungefähr die noch heute geübte ist. Das Indogermanische, wozu uns die Vergleichung führt, war nach ihm aus einem ursprünglicheren Zustand, demjenigen nämlich, wo die Sprache ihre Vollkommenheit erreicht hatte, schon weiter entwickelt. Daher, sagt Schleicher, „hat die wissenschaftliche Darstellung der indogermanischen declination [und das gilt für die ganze Flexion] die Aufgabe die im vorliegenden stande der sprache enge verwachsenen elemente wider auf zu lösen; mit anderen worten, sie muss die älteren und ältesten formen wider her stellen, auss denen die späteren erwachsen sind. Nur so können die casusformen klar gefasst werden. So ist z.b. der instr. pl. *varkais* [den Schl. aus dem Vergleich von lat. *lupīs* gr.

¹⁴⁾ *Die Darw. Theorie*, S. 9 f.

¹⁵⁾ *Die d. Sprache*, S. 58.

λύκοις skr. *vrkaiś* usw. erhielt] entstanden auss *varkabhis*, und diss *varka-bhi-s* wol auss älterem *var-ka-bhi-sa*; *vark* ist die wurzel, *vark-a-* der nominalstamm (wolf), *-bhi-* das casussuffix, *-sa* das pluralzeichen. Ursprünglich reichte *vark* allein für alle beziehungen auss; sodann traten an disē w. *vark* als nähere bestimmungen die anderen wurzeln an, die endlich mit der selben und unter sich enge verwachsen" ¹⁶⁾. Bekanntlich sind für Schleicher, der darin Bopps Theorie fortsetzt, die bildenden Elemente, Suffixe nämlich und Endungen, nichts anderes als alte, meistens pronominalē Wurzeln, die beim Uebergang der Sprache vom isolierenden zum agglutinierenden Stadium zum Rang morphologischer Bestandteile des Wortes herabgesunken sind. So z.B. stellt eine rekonstruierte Form wie *-bharas* [woher lat. *-fer* in *lūci-fer* usw.] die Zusammenschmelzung eines älteren *bhar-a-sa* dar, wo „*bhar* die wurzel ist mit der function 'tragen'; *a* ist ein determinierendes pronominales element, hier den tater bezeichnend; *sa* ist ein demonstrativ, das belebte genus im nominativ an deutend" ¹⁷⁾.

Die angedeutete Theorie einmal gegeben, nämlich dass das Sprachleben aus einer vorhistorischen Ausbauperiode, worin die Lautgesetze keine Wirksamkeit haben, und einer historischen Verfallsperiode besteht, können wir den Schluss ziehen, dass Schleicher, nachdem er den vollkommenen Zustand wiederhergestellt und analysiert hatte, die Vorgeschichte des Indogermanischen (und das war, wenigstens in der Theorie, auch für andere Sprachfamilien möglich) zu kennen meinte seit den ersten Anfängen des Sprechens in jener Menschengruppe, in der diese Sprache entstanden ist; denn er dachte, dass die von den verschiedenen Sprachfamilien (Indogermanisch, Semitisch, Ugrofinnisch, Chinesisch usw.) vertretenen Sprachtypen unabhängig von einander in verschiedenen, jeder für sich aus unteren Gattungen entwickelten Menschengruppen entstanden sind. Die Unterschiede zwischen den Sprachtypen würden sich aus diesem verschiedenen Ursprung erklären, der nicht nur die Ursache, dass die anfänglichen onomatopäischen Monosyllaba und somit die Wurzeln des isolierenden Zustands, woher die vollkommenen Zustände entwickelt sind, von jeher unter sich verschieden waren, sondern auch die Determination der späteren Sprachtypen ist. Als er nämlich über die Unterschiede spricht, die zwischen

¹⁶⁾ August Schleicher, *Compendium der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen* ³, 1871, S. 497 f. (Die erste Ausgabe erschien 1861).

¹⁷⁾ *Compendium*, S. 496.

den Sprachen der ersten Menschen bestehen sollten, behauptet Schleicher¹⁸⁾, dass sie „nicht bloss im Laute zu Tage traten, sondern beruhten vor allem auch darin, dass von Anfang an eine verschiedene Entwicklungsfähigkeit in den Sprachen vorhanden war; die eine trug die Potenz zu höherer Ausbildung in sich als die andere, obgleich die Form aller Sprachen ursprünglich dieselbe gewesen sein muss, wie z. B. der Same der elendesten einfachen Aster dermassen demjenigen der prachtvollsten gefüllten Riesenaster gleich ist, dass nicht einmal der beste Botaniker sie voneinander unterscheiden kann, und dennoch ist in diesen scheinbar völlig gleichen Objecten die ganze künftige verschiedene Entwicklung an sich schon enthalten“. Damit deutet Schleicher auf seine, von ihm in einem Aufsatz über das „Ansichsein in der Sprache“¹⁹⁾ genauer entwickelte Theorie hin, die, ohne vielleicht von deren Ursprung zu wissen, Meillet wieder eingeführt hat, wo er von *Convergence des développements linguistiques* spricht²⁰⁾, und die im so oft angewendeten Begriff von Tendenz zum Vorschein kommt. Doch glaubte Schleicher zu sehen, dass die verschiedenen Typen, auch wenn in verschiedenen Sprachfamilien vertreten, geographisch gruppiert sind und dachte²¹⁾, dass dies von den Raumbedingungen abhing, worin die Ursprachen entstanden und aufgewachsen waren: eine Einzelheit, die ganz genau im Rahmen des Schleicherschen Determinismus passt, die aber, ich weiss nicht ob zufällig, eine Meinung Epikurs wieder aufnimmt²²⁾.

Sein Rekonstruktionsverfahren gründete Schleicher, ausser auf den Lautgesetzen, auch auf der sog. Stammbaumtheorie, welche die Bildung der Einzelsprachen aus der Muttersprache betrifft. Indem er aus der Auffassung der Sprache als Naturorganismus ausging, knüpfte Schleicher an dem von Darwin und dessen Vorläufern vor den andern Zoologen und Botanikern erzielten Fortschritt an, wenn diese ein Leben nicht nur den Individuen, sondern auch den Arten und Gattungen zuschrieben, die allmählich geworden sind und Veränderungen nach be-

¹⁸⁾ *Die d. Sprache*, S. 41.

¹⁹⁾ „Beiträge zur vergleichenden Sprachforschung“ III, 1863, S. 282 ff.

²⁰⁾ Antoine Meillet, *Linguistique historique et linguistique générale* 2, 1927, S. 61 ff.

²¹⁾ *Die d. Sprache*, S. 44.

²²⁾ Diogenes Laertius X 75, p. 284 E; vgl. V. Pisani, *L'etimologia*, 1947, S.

stimmten Gesetzen unterworfen wurden, und meinte, dass aus der ursprünglichen indogermanischen Sprache, dank dem Zuwachs und sich Ausbreiten des sie sprechenden Volkes und den verschiedenen Veränderungen, denen sie daher in den verschiedenen Gegenden ausgesetzt war, zwei oder mehrere Sprachen entstanden, davon aber nur zwei am Leben blieben, und deren eine jene war, die sich daraufhin auf gleiche Weise in Germanisch und Lituslavisch spaltete; die andere dagegen erzeugte einerseits das Arische, woher später das Indische und Iranische entstunden, andererseits eine Sprache, worauf Griechisch, Italisch und Keltisch zurückgehen. Dann spaltete sich jede dieser Sprachen aufs Neue, z.B. das Germanische in Nordisch, Deutsch und Gotisch, das Deutsche in Hoch- und Niederdeutsch und so fort ²³⁾. Das rekonstruktive Verfahren muss daher nicht, z. B., ein lateinisches mit einem neudeutschen und einem Sanskritwort vergleichen, sondern diese, möglichst durch den Vergleich mit ähnlichen Formen aus anderen Zweigen der einzelnen Abteilungen, jedenfalls die von den Lautgesetzen verursachten Veränderungen rückwärts verfolgend, auf die jeweiligen vorangehenden Phasen zurückführen, so die lateinische auf die italische, dann auf die griechisch-italisch-keltische, welche mit der arischen Form verglichen werden kann, worauf das Sanskritwort zurückgeführt worden ist: somit erhält man die Form in einer der zwei Sprachen, worin sich die Muttersprache gespalten hat, welche zusammen mit der Form der anderen Sprache, wozu man vom Deutschen aus durch das Germanische gelangt sein wird, die gesuchte indogermanische Urform zu erschliessen erlaubt.

Auf diese Weise hatte Schleicher der Sprachwissenschaft — und besonders der indogermanischen Sprachwissenschaft — eine solide Problematik und Methodik geschaffen. Die Problematik reichte von der Erforschung der Anfänge des Sprechens bis zur Wiederherstellung der Muttersprache einer Sprachfamilie und zur langen Geschichte, die von dieser bis zu den daraus abgeleiteten, sogar den neuesten reicht; die Methodik zwang den Forscher, der sich mit dem Werden der Sprachen befasste, längs der festen Geleise der Lautgesetze die von den verglichenen Formen schon durchwandelten Wege zurück durchzulaufen und machte somit phantasiereichen und sogar glänzenden, aber der Geschichte wenig treuen Spekulationen ein Ende.

²³⁾ *Die Darw. Theorie*, S. 15 f.

Ich habe so ausführlich die Schleicherschen Theorien behandelt, weil sie, wenn auch durch allerlei Reaktionen, die Entwicklung der Sprachwissenschaft ebenso in der Theorie als in der Praxis bestimmt haben und daher uns gewisse heutige Richtungen dieser Disziplin verstehen helfen werden. Das Interessante dabei ist, dass was den Schlussstein des Schleicherschen Systems bildete, nämlich die Auffassung der Sprache als Naturorganismus, längst und auf immer untergegangen ist. Schon Whitney in seinen zwei hauptsächlich gegen Max Müller gerichteten Büchern über die Sprache ²⁴⁾ hatte behauptet, dass diese nicht in die Naturerscheinungen gehört, vielmehr eine gesellschaftliche Institution ist; und die Junggrammatiker, die um 1880 die Ergebnisse der von Schleicher († 1867) und seinen Zeitgenossen kodifizierten Sprachvergleich umstürzten, sahen richtig ein, dass die Sprache von den Menschen gemacht wird, ja dass sie nur in den Sprechakten der Einzelmenschen existiert.

Hier beginnt aber die Geschichte eines langen Ungemachs in der vergleichenden Sprachwissenschaft. Dieselben Junggrammatiker hatten von Schleicher die rekonstruktive Methode und damit die Stammbaumtheorie und die Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze geerbt. Nicht nur, aber, wenn jener voraussetzte, dass solche Gesetze, als Naturgesetze, keine Ausnahme duldeten, doch in der Praxis stillschweigend Abweichungen zuließ, bekämpften diese jede lässige Deutung der Lautgesetze und erhoben zum Dogma die Ausnahmslosigkeit mit unbestreitbarem Gewinn der Methode, wenn gleich sie der Forschung zu enge Grenzen stellten, die dann mit dem Fortschritt der Wissenschaft aufgehoben werden sollten, besonders in jenen Gebieten wie Romanistik und Germanistik, wo es möglich ist die Entwicklung bis ins Einzelne zu verfolgen und um jeden Schritt, es sei denn dass man blind ist oder die Augen vor den Tatsachen schliesst, Uebertretungen bemerkbar sind jener Normen bzw. jener Tendenzen, die der Vergleich zweier aufeinanderfolgender Phasen einer Tradition uns anzunehmen zwingt. Aber letzten Endes sprachen die Junggrammatiker von einem blinden Wirken der Lautgesetze, die zu einem gegebenen Augenblick einen Laut dermassen umändern, dass jedesmal, wenn er artikuliert werden soll, das neue Aussehen annimmt ²⁵⁾. War diese aber eine legitime, besser

²⁴⁾ William Dwight Whitney, *Language and the study of language*, 1867. Ds., *The life and growth of language*, 1875.

²⁵⁾ Vgl. Osthoff und Brugmann, *Morphologische Untersuchungen auf dem*

eine notwendige Folge der Schleicherschen Sprachauffassung, doch schien sie derjenigen der Junggrammatiker gerade entgegengesetzt; und diese, auf der Suche einer theoretischen Rechtfertigung ihres Prinzips vom Sprachgesetz, fanden ihn in der Physiologie, auch hier einem Winke Schleichers folgend, wonach die Phonetik die Sprachwissenschaft mit Anatomie und Physiologie eng verbindet, und die Natur der Laute und ihrer Veränderungen nur dann verständlich ist, wenn man die Tätigkeit unserer Lautorgane beim Hervorbringen derselben genau kennt ²⁶⁾. „Jede lautliche neigung“ schrieb K. Brugmann im Jahre 1879, „welche in einer Sprache aufkommt, wirkt blind.... Man hat zu erwarten, dass allemal der g a n z e sprachstoff, der von den sprechenden den sprachorganen unterworfen wird und demgemäss zur a u s s p r a c h e kommt, von dieser rein mechanischen 'lautneigung' ergriffen werde. Wenn also z.b. eine reihe von individuen in einem bestimmten zeitpunkt ein r, welches sie bis dahin regelmässig dental ausgesprochen haben, in ein gutturales r verwandeln... so nimmt diese bewegung nicht bei einzelnen bestimmten wörtern ihren anfang, so dass, was zuerst nur für diese einzelnen bestimmten wörter gilt, erst allmählich auch auf andere wörter übertragen wird, sondern die bewegung beginnt b e i d e n s p r a c h o r g a n e n s e l b s t, und man hat zu erwarten, dass jedes bis dahin dental gesprochene r.... wenn es die sprachwerkzeuge passiert, die abänderung erfährt“ (die Sperrungen wie in Brugmanns Text). Es ist nicht notwendig, dass wir hier haltmachen um zu zeigen, dass die Wirklichkeit das gerade Gegenteil ist, dass die Veränderungen sich durch Einzelwörter im Innern einer Sprachgemeinde verbreiten, wie die Beobachtung der Tatsachen gezeigt hat, und was hier Brugmann sagt, nur für ein Individuum stattfinden kann, dem eine Krankheit oder ein Zufall wie z. B. ein furchtbarer Faustschlag plötzlich einen Teil des Mundes entstellt hat: was wir hier unterstreichen möchten ist, dass die Junggrammatiker, auf der Suche eines N a t u r p r i n z i p s, woran sie die Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze anknüpfen könnten, dem Schleicherschen Mythos des Naturorganismus denjenigen der Physiologie des Mundes und der anderen Lautorgane substituiert haben, ohne doch zu sagen, wie denn in

Gebiete der indogermanischen Sprachen, I, 1878, S. XIII und Brugmanns unten angeführte Worte.

²⁶⁾ *Die d. Sprache*, S. 126.

²⁷⁾ „Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung“ XXIV, 1879, S. 4.

einer Sprachgemeinde ungefähr dieselben Laute ausgesprochen werden (da ja ein Sprachforscher, wenn er vom *l* oder *r* einer gegebenen Sprache redet, die genauen Verwirklichungen dieses Lautideals in jedem Sprechakt eines jeden Sprechenden nicht beobachtet) ungeachtet der grossen Unterschiede in den physiologischen Zügen der zu jener Sprachgemeinde gehörigen Individuen, und wie denn eine Gruppe von Menschen, die bis zu einem gewissen Tage ein dentales *r* ohne Schwierigkeit ausgesprochen hat, nun plötzlich ihre Lautorgane entstellt haben muss, dass diese sie *z w i n g e n*, statt des alten dentalen ein gutturales *r* hervorzubringen! Die Junggrammatiker haben nicht daran gedacht, dass, wenn die Physiologie, ausser für die individuelle Aussprache, auch für die Veränderungen, die solche Aussprache in der bezüglichen Norm der anderen Teilnehmer an der Sprachgemeinde hervorruft, verantwortlich sein *k a n n* (nicht: *muss!*), sie uns das Aufkommen einer Veränderung in der *g a n z e n* Sprachgemeinde nicht erklären kann, oder höchstens vermag sie uns zu sagen warum die in einem Individuum aufgekommene Veränderung leicht von anderen Individuen, die günstige physiologische Anlagen besaßen, nachgebildet werden konnte.

Wir werden später sehen, zu welchen Ergebnissen man gelangen kann in bezug auf die Lautgesetzfrage. Gegenwärtig wollen wir die Entwicklung der Schleicherschen Ideologie betreffs des Begriffs von der Sprache verfolgen: was von äusserster Bedeutung für die Sprachwissenschaft ist, sei es vom theoretischen Standpunkt aus, weil es sich ja darum handelte, den Gegenstand selbst der Wissenschaft zu bestimmen, sei es vom praktischen Standpunkt aus, da man ja in der Sprachwissenschaft, ganz besonders in der vergleichenden, gewöhnlich mit Sprachen, nicht mit einzelnen Sprechakten operiert: die Zerstörung des Schleicherschen Mythos drohte diesen Wesenheiten, den Sprachen, worauf die Linguisten ihre Spekulationen aufbauten, jede Grundlage zu entziehen.

Während die Junggrammatiker, wie wir sahen, den Ausgangspunkt der Sprache ins Individuum legten aber, mit ihrer absurden Auffassung eines von physiologischen Gesetzen, die für ganze Gruppen von Sprechenden gleich waren, beherrschten Werdens den Begriff Sprache unverändert beibehalten konnten, da ja für sie, wie schon für Schleicher, das sprachliche Werden von wesentlich lautlicher Natur war, suchte de Saussure das „verlorene Paradies“ mit der scharfen Schei-

derung zurückzugewinnen zwischen der individuellen Sprechfähigkeit, die er *parole* nennt und deren Studium er der Stilistik, d. h. der Philologie überlässt, und dem gesellschaftlichen Phänomen der Sprache (einem schon von Whitney vertretenen Begriff), das den eigentlichen Gegenstand der Sprachwissenschaft ausmacht.

Diese Teilung der Aufgaben geht auf Schleicher zurück, dessen Sprachauffassung mit ihren wesentlichen Zügen in jener de Saussures und der auf diesen sich berufenden französischen Schule, besonders Meillet's, unter der soziologischen Maske wiederkehrt. Ohne sich zu fragen, welche Tatsache sich unter dem Begriff von Sprache verbirgt, geht Meillet mit den Sprachen als mit gut definierten, untereinander undurchdringlichen Wesenheiten um, wie das schon Max Müller behauptet hatte, der jedoch — man muss das zu seiner Rechtfertigung hervorheben — von einer Naturauffassung der Sprache ausging²⁸⁾. Diese Auffassung der Sprachen als gut definierter Wesenheiten ging auf de Saussure zurück, der das System von Gegensätzen und gegenseitiger Bestimmung richtig erkannt hatte, wonach eine Gruppe an sich gleichgültiger Schallerscheinungen (es ist kein Grund vorhanden, warum *kane* eher ein Tier [ital. *cane*] als eine Ermunterung zum Singen [lat. *cane*] oder ein Gefäß [dt. *Kanne*] bedeuten muss) Zeichenwert erhält. Indem sie aber das System mit denjenigen Mythologemen gleichstellten, die die Nationalsprachen wie Italienisch, Französisch usw. sind oder besser, indem sie es stillschweigend zur Grundlage der Betrachtung solcher Mythologeme als Tatsachen nahmen, glitten de Saussure und seine Schüler darüber hinweg, dass jede Spracherscheinung, daher auch jeder Sprechakt in sich ein System schliesst, das, wenn es auch oft im Grunde demjenigen anderer Teilnehmer an derselben Sprachgemeinde gleich ist, nichtsdestoweniger besagter Erscheinung eigen, ja ausschliesslich eigen ist. Der Stil eines Malers vom Quattrocento kann demjenigen vieler seiner Zeitgenossen sehr ähnlich sein: aber wenn wir von einem Stil der Malerei jenes Jahrhunderts sprechen, indem wir an alle in den Schöpfungen jener Maler wiederkehrende gleiche Züge denken, dann haben wir deswegen nicht im Gedanken etwas Aeusserliches, eine Wesenheit 'Stil', die ein autonomes Dasein im Gegensatz zu den verschiedenen Kunstwerken besitzt, sondern sind dessen bewusst, dass die Aehnlichkeiten nur insofern

²⁸⁾ *Lecture*, S. 73 f.

stattfinden, als jeder Maler, um seine künstlerische Absicht zu realisieren, Ausdrucksmittel ins Werk gesetzt hat, die er aus vorhandenen eigenen oder fremden Werken entnommen und bei jener Realisierung durchgearbeitet hat.

Wie dem auch sei, wenn die in der desaussureschen Linguistik dem synchronischen System erteilte Bedeutung diese praktische Anwendung erhalten hat, die man auftauchen sieht in den verschiedensten Versuchen eine Wesenheit Sprache autonom und den individuellen Sprechakten entgegengesetzt hinzustellen, zuletzt in G. Nencionis interessantem Buch *Idealismo e realismo nella scienza del linguaggio* ²⁹⁾, so führte sie auch zum Studium des Systems als solchem, unabhängig von jeder diachronischen, d. h. geschichtlichen Voreingenommenheit und daher von jedem Gebundensein mit der Geschichte, in voller Ausführung des Programms, das de Saussure der Sprachwissenschaft vorgehalten hatte, sich mit der Sprache und nur damit zu beschäftigen. Daraus entsteht die *Phonologie* Trubetzkoy's und der Prager Schule, die uns gelehrt hat in jedem Lautsystem eine Reihe Gegensätze und wechselseitiger Begrenzungen von Ideallauten, davon die Laute der einzelnen Sprechakte praktische Verwirklichungen sind mit unendlichen Spielarten im Inneren einer Sphäre, deren Grenzen nur von dem Verbot, die Grenzen einer anderen Sphäre zu überschreiten, bestimmt sind; und weiter der *Strukturalismus* Bröndals und der Kopenhagener Schule, welcher in der Suche eines allgemeinen morphologischen Schemas für jeden linguistischen Ausdruck an die *Grammaire générale* des XVIII. Jahrhunderts erinnert und dabei dieselben Gefahren wie andere Gelehrte, z. B. Marty läuft, nämlich abstrakte, der sprachlichen Verwirklichung vorausgehende Schemen zu schaffen, während jede Sprache oder besser jeder einzelner Sprechakt sein eigenes System immer von Neuem schafft. Wenigstens ging was Meillet *Linguistique générale* nannte, die unter ihren Förderern den Phonetisten Grammont und ausserhalb Frankreichs Jespersen zählte, von den Tatsachen der geschichtlichen Sprachen aus, um aus den diesen allen innewohnenden Tendenzen eine Theorie zu erhalten: auch sie gelangte jedoch zu einem abstrakten Schematismus, der demjenigen der Kopenhagener Schule präludiert, z. B. in diesen Worten Meillets: „À la morphologie générale, il faudrait une terminologie propre qui en ferait

²⁹⁾ Florenz 1946; vgl. „*Paideia*“ II, 1947, S. 159.

apparaître le caractère tout abstrait''³⁰⁾. Es ist überflüssig zu sagen, dass die Suche nach beständigen Tendenzen, die wir bei Meillet und Grammont u. a. finden, oder nach allgemeinen Prinzipien wie demjenigen der geringsten möglichen Austrennung und der möglichsten Deutlichkeit, die nach Jespersen (welcher an Whitney und vielen andern anknüpft) den Aufzug des sprachlichen Werdens ausmacht³¹⁾, neue Schösslinge sind von Schleichers und Max Müllers Naturgesetzen.

Durch de Saussure werden wir andererseits auf Schleicher zurückgeführt als Forscher nach dem Ursprung von Muttersprachen wie dem Indogermanischen, worauf sich übrigens solche Forschungen beschränken, wenn man die später zu besprechenden Versuche Möllers und Cunys ausnimmt. In der Schleicherschen Ideologie, die sich auf der Auffassung der Sprache als vor dem Eintritt in die Geschichte entstandenen Naturorganismus gründete, war diese Forschung, wie wir gesehen haben, legitim; der neue, von den Junggrammatikern und überhaupt von der späteren Linguistik angenommene Gesichtspunkt nahm ihr den Boden weg, und mit Recht verzichteten die Junggrammatiker auf solche Spekulationen, die sie als Glottogonie brandmarkten. In der Tat, wie konnte man daran denken, die Anfänge einer gegebenen Sprache zurückzugewinnen, als der Schleichersche Mythos der Herausbildung des Naturorganismus bereits untergegangen war und jeder sprachliche Zustand nunmehr als ein Durchgangszustand erschien, zwischen denen, die vorausgegangen und denen, die gefolgt sind, gleich in Würde jenen und diesen, da sie alle das Ergebnis eines fortwährenden Schöpfungsprozesses waren? Wahrlich hatte de Saussure nicht beansprucht die Ursprünge des Indogermanischen wiederzufinden. Es will doch sein berühmter *Mémoire sur le système primitif des voyelles* (1879), welcher auf dem in allen Werken des Genfer Gelehrten tätigen Systemsgeist begründet ist, aus Alternationen wie von *ter* und *tr* in lat. *venter ventris* oder von *es* und *s* in *est sunt*, weiter von *e* und *o* in *tego toga* einen ursprünglichen Zustand wiedergewinnen, der solchen Alternationen vorausgegangen sein sollte; und wenn Hirt, in eigenem Auftrag diese Forschungen vorwärts führend, zu einem systematischen Versuch gelangt ist, die Vorgeschichte der idg. Flexion

³⁰⁾ *Linguistique historique et linguistique générale*, II, 1938, S. 35.

³¹⁾ Otto Jespersen, *Efficiency in linguistic change*, 1941. Vgl. Terracini, *Guida*, S. 99.

herzustellen, welchen Versuch jetzt Specht in seinem Buch über den Ursprung der idg. Deklination erneuert, während ähnliche Versuche in Frankreich Benveniste angezettelt hat, dieser mehr im Einklang mit den der Saussureschen Forschungen, indem er eine Theorie der Wurzel und der Stammbildung des Indogermanischen aufstellte, so geht das alles ³²⁾ zweifellos auf die Forschungen über den Ablaut, d. h. dem Ganzen besagter Alternationen zurück, nach dem richtigen Spruch Hirts im Vorwort zu seiner *Indogermanischen Grammatik*, wo der Versuch einer Vorgeschichte am ausführlichsten gemacht wurde: „Der Ablaut, an dem so viele Forscher gearbeitet haben, ist zweifellos ein glottogonisches Problem“; wenigstens der Art nach, fügen wir hinzu, wie er von vielen Gelehrten behandelt worden ist: denn z. B. hat der Junggrammatiker Brugmann, im Einklang mit seiner antiglottogonischen Stellung, in der zweiten Auflage seines *Grundrisses* die Behandlung des Ablauts zu einer einfachen Darstellung der Tatsachen beschränkt.

Eine Rekonstruktion von früheren Zuständen als jene, die wir mit der historischen Methode, d. h. der Vergleichung, erreichen können, wurde vom Dänen Möller und besonders vom Franzosen Cuny angestrebt ³³⁾: nun handelt es sich bei diesen nicht um sozusagen glottogonische Systeme, sondern um gewöhnliche Rekonstruktion nach dem Prinzip der Stammbaumtheorie, nur dass hier der Horizon chronologisch erweitert ist, insoweit diese Gelehrten annehmen, dass das Semitische, die vermeintliche Mutter der semitischen Sprachen wie das Indogermanische der indogermanischen, mit dem Indogermanischen auf eine weitere Muttersprache zurückgeht, deren Elemente es sich handelt durch die übliche Vergleichung wiederherzustellen, wenn auch die Ergebnisse von Forschungen wie diejenigen de Saussures über den Ursprung des idg. Vokalismus zu Hilfe nehmend.

Im Schleicherschen System ist eine Inkongruenz zu bemerken, die

³²⁾ Hirt in verschiedenen Schriften, darunter *Indogermanische Grammatik*, 7 Bde, 1921 ff.; Franz Specht, *Der Ursprung der indogermanischen Deklination*, 1944; Emile Benveniste, *Origines de la formation des noms en indo-européen*, I, 1935.

³³⁾ Vgl. zuletzt Albert Cuny, *Invitation à l'étude comparative des langues indo-européennes et des langues chamito-sémitiques*, 1946 und meinen Aufsatz: *Indeuropeo e camito-semitico*, in „Annali dell'Istituto Universitario Orientale di Napoli“, Neue Reihe III, 1949, S. 333 ff.

doch, indem sie auf der Beobachtung der Tatsachen fusste, in sich ihre Rechtfertigung trug. Die Tatsache, dass aus einer Muttersprache verschiedene Sprachen entstehen, war vom Jenaer Meister so erklärt ³⁴⁾: „Diese gesetzmässige Veränderung der ursprünglichen Laute, sowie die Veränderung der Sprachen überhaupt... findet sogar auf dem Gebiete einer und derselben Sprache durchaus nicht in völlig adequäter Weise statt, vielmehr wandelt sich die Sprache auf verschiedenen Theilen ihres Gebietes in einer mehr oder minder nur diesem Gebiete eigenthümlichen Weise; so entstehen aus einer Sprache bloss durch das längere Leben derselben mehrere Sprachen“. Das ist mit dem System in Widerspruch: wie können in einem vom Menschen unabhängigen und von Naturgesetzen, die dazu einem sozusagen vorherbestimmten und fatalen Plan — was Schleicher mit dem Wort vom Ansichsein der Sprache ausdrückte — entsprechen, gelenkten Organismus dergleichen Unterschiede entstehen? Und doch wird die Sache von der praktischen Erfahrung erwiesen: aus dem Latein sind die romanischen Sprachen entstanden usw. Das lud ein die Ursachen dieser Differenzierung der Sprache im Raum ausser als in der Zeit aufzusuchen.

G. I. Ascoli erkannte solche Ursachen in der Wirkung des Substrats an, d. h. jener anderssprachigen Völker, die eine fremde Sprache zwar annehmen, aber dabei in deren Gebrauch artikulatorische Gewohnheiten bringen, die aus ihrer Sprache kommen. Das klassische Beispiel war ihm von den romanischen Sprachen dargeboten, die ungefähr den verschiedenen Völkern, denen die Römer ihre eigene Sprache übermittelten, entsprechende Differenzierungen des Lateins darstellen. Daher haben wir in Italien einen Dialekttypus, den piemontesisch-lombardisch-emilianischen, welcher da gesprochen wird, wo einmal eine gallische Bevölkerung ansässig war; das Venetische im Sitz der alten Veneter, das Toskanische in jenem der Etrusker; die südlichen Mundarten, wo einmal oskisch gesprochen wurde; und so fort. Nun konnten Ascoli und andere beweisen, dass einige für diese Dialekte charakteristische Lautveränderungen in charakteristischen Zügen der Substratsprachen ihre Entsprechungen finden: z. B., wie man in den mittleren und südlichen Dialekten *quanno* aus lat. *quando* sagt, so entsprach im Oskischen (und ähnlich im Umbrischen) lateinischem

³⁴⁾ *Die d. Sprache*, S. 58.

sacrandas das einheimische *sakrannas*. Diese Tatsachen sind nicht wegzudisputieren; und wenn man auch der Ascolischen Lehre entgegenhalten kann, dass die Ausbildung von Dialektgruppen, die den Gebieten alter Völker entsprechen, daraus kommt, dass im Innern des römischen Reichs und besonders nach dessen Sturz jene Gebiete noch immer Verwaltungs- und Wirtschaftseinheiten bildeten, die nach gewissen Hauptorten gravitierten, muss man doch anerkennen, dass oft in der neuen Sprache Erscheinungen begegnen, die der älteren, vom Latein verdrängten Sprache eigneten. Die Junggrammatiker versuchten sich das Ascolische, von seinem Urheber gegen sie gerichtete Prinzip anzueignen, indem sie im Einfluss des Substrats die Reaktion der physiologischen Veranlagungen einzelner Völker anerkannten: was gewiss falsch ist, wenn auch in einigen besonderen Fällen die Wirkung des Rassenelements nicht zu leugnen ist, das, in einem Gebiete eine Mehrheit von mit besonderer Mundform odgl. versehenen Individuen darbietend, das Entstehen und Sichvorpflanzen von, solchen physiologischen Veranlagungen geeigneteren Artikulationen fördert: gewöhnlicher ersah man in besagtem Einfluss die Ueberführung in den Gebrauch der neu erworbenen Sprache von beim Gebrauch der einheimischen Sprache gewonnenen Artikulationsgewohnheiten, eine von den Sprechenden ausgeführte Ueberführung derweil beide Sprachen nebeneinander gebraucht waren: das ist ja eine Erscheinung, die uns jeden Tag entgegentritt, wenn wir eine Sprache mit mundartlicher Artikulation sprechen hören; woher man ersieht, dass die Substratserscheinung in die allgemeinere des Bilinguismus gehört. Uebrigens gilt, was Ascoli und seine Anhänger in bezug auf die Phonetik behaupteten, für das ganze System der Sprache. Was aber wir hier zu konstatieren haben, ist, dass mit Ascoli die Betrachtung der Sprachveränderungen aus dem Gebiet des Naturalismus endgültig auswanderte, um in dasjenige der Geschichte einzutreten.

Die Differenzierung der Sprachen hatte Schleicher auch seine Stammesbaumtheorie eingegeben. Hier wurde der Umsturz nicht von einer Veränderung der Theorie, sondern von deren praktischen Folgen verursacht. Es war gerade die Beobachtung, dass beim Anwenden des Schleicherschen Prinzips verschiedene Stammbäume der alten idg. Sprachen entworfen werden konnten und tatsächlich von vielen Sprachforschern entworfen waren, und dass jeder dieser Stammbäume seine Rechtfertigung hatte, die einen Schüler Schleichers, Joh. Schmidt,

dazu veranlasste, die sog. Wellentheorie zu formulieren: die Tatsache z. B., dass die baltoslavischen Sprachen einige gemeinsame Neuerungen einerseits mit den germanischen, andererseits mit den indoiranischen Sprachen aufweisen; die Tatsache, dass die indoiranischen Sprachen auf ähnliche Weise nicht nur mit den baltisch-slavischen, sondern auch mit dem Griechischen vereinigt sind, usw., diese Tatsachen nun, im Einklang mit dem, was aus dem Studium der neueren, bes. der deutschen Dialekte erhellte, offenbarten Schmidt, dass solche Teilentsprechungen unter ähnlichen Sprachen nicht mit der Zurückführung auf abstrakte Veränderungen abstrakter Naturorganismen, sondern durch das wirkliche Benehmen der Neuerungen zu erklären sind, die einzeln in verschiedenen Punkten eines Gebietes entstehen und sich von hier aus verbreiten, wie die konzentrischen Wellen, die ein in einen Teich gefallener Körper entstehen lässt (daher der Name von Wellentheorie); infolge dessen, wenn sich zu einem gegebenen Augenblick Grenzen zwischen mehreren Menschengruppen bilden und somit immer mehr sich differenzierende Sprachen entstehen, insoweit sie sich nunmehr gesondert entwickeln, wird jede von ihnen einige Elemente zusammen mit den Nachbarsprachen besitzen, die zuvor mit ihr ein einheitliches, von verschiedenen Punkten ausgehenden Neuerungen durchzogenes Gebiet bildeten. Zu gleichen Ergebnissen, welche, was die gegenseitigen Verhältnisse der idg. Sprachen betrifft, von einem Schüler Schmidts, nämlich P. Kretschmer in den ersten Kapiteln seiner *Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache* vertieft wurden, gelangte Schuchardt durch die Beobachtung der romanischen Sprachen ³⁵⁾. Derselbe Schuchardt sollte die so erworbene Erkenntnis

³⁵⁾ Johannes Schmidt, *Die Verwandschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachen*, 1872; Paul Kretschmer, *Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache*, 1896; Hugo Schuchardt, *Der Vokalismus des Vulgärlateins*, III, 1868, S. 32 ff.

Die Beobachtungen, worauf Schmidt seine Theorie fundierte, stimmen zur kurzen Konstatierung von H. Ebel am Anfang seines Aufsatzes: *Die Stellung des Celtischen* in den „Beiträgen zur vergl. Sprachforschung“ II, 1861, S. 137: „Die europäischen glieder des arischen sprachstammes bilden eine kette, deren beide enden nach Asien hinübergreifen; unverkennbar zeigt die meisten berührungen mit den asiatischen sprachen das griechische, wogegen das slavische wohl die meisten speciellen übereinstimmungen mit den iranischen aufweist. Ebenso wie hier schliessen sich auch innerhalb dieser kette die nächstgelegenen glieder anerkanntermassen zunächst an einander an, griechisch und

der Verbreitung sprachlicher Erscheinungen zu ihren letzten Folgen führen und so die Lösung des Hauptproblems unserer Wissenschaft, das Verhältnis nämlich zwischen Individualschöpfung und was man Sprache nennt, gänzlich oder wenigstens zum Teile herbeischaffen.

Schmidts Ergebnisse führten eine Verwirrung in die Methoden der Sprachwissenschaft ein, als welche sie von Schleicher die Junggrammatiker geerbt hatten. Wenigstens in wirrer Weise ahnten diese, dass ihr ganzes Rekonstruktionsverfahren bedroht war, sei es weil sich die schablonenhaften Schemen der einzelsprachlichen Lautgesetzen mit der Möglichkeit komplizierten, dass solche Lautgesetze durch einen Kausalnexus mit denjenigen benachbarter Sprachen verbunden waren, sei es weil sich der Begriff von Muttersprache — entweder der idg. Sprachen im ganzen oder derjenigen, die die Einzelfamilien: der baltoslavischen, germanischen usw. Sprachen bildeten — in viele unter sich räumlich und zeitlich verschiedene Isoglossen auflöste: geschweige denn, dass die Idee der Ausbreitung eines Lautgesetzes ihr Prinzip der physiologischen Natur solcher Gesetze und damit jenes von ihrer absoluten Notwendigkeit zerstörte. Der ersteren Gefahr suchte Brugmann vorzubeugen in einem Aufsatz ³⁶⁾, darin er sich bemühte zu beweisen, dass die Teilentsprechungen unter benachbarten Sprachen dem reinen Zufall verdankt werden können: was ja für einige Einzelercheinungen nicht verneint zu werden braucht; aber Brugmann vergass uns zu sagen, wie denn dieser Spassvogel von einem Zufall so viele Parallelismen genau unter benachbarten Sprachen hervorgerufen hat: und seine Behauptungen sind jetzt beinahe von allen aufgegeben, mag auch Meillet versucht haben sie einigermaßen aufzufrischen, einerseits indem er die Parallelentwicklungen in mehreren zur selben Familie gehörenden Sprachen auf Tendenzen, die deren System angeboren wären, zurückführte (eine Exhumierung, wie wir sahen, von Schleichers *Ansichsein*); andererseits indem er sie der Wirkung desselben, oft sehr

italisch, slavisch und litauisch, litoslavisch und deutsch. Ganz natürlich werden sich also auch im celtischen, welches so ziemlich in der mitte zwischen den andern liegt, die meisten berührungen mit dem italischen einer-, dem deutschen andererseits und durch beide mit den bisher festgestellten zweigen des europäischen astes finden". J. Schmidt (S. 25 f.) erkennt die völlige Uebereinstimmung zwischen seiner Stellungnahme und derjenigen Ebels an.

³⁶⁾ Karl Brugmann, *Zur Frage nach den Verwandtschaftsverhältnissen der indogermanischen Sprachen*, in „Internationale Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft“ I, 1884, S. 226 ff.

hypothetischen Substrats auf zwei oder mehrere Sprachen anrechnete. Aber übrigens begrenzte sich M. diese Prinzipien späteren Entwicklungen als die Auflösung der indogermanischen Einheit anzulegen; im Innern derselben Einheit liess er — ein Mann von seiner Gelehrsamkeit und von seinem Scharfsinn konnte nicht umhin es zu tun — das Vorhandensein von Isoglossen, wie sie Schmidt voraussetzte, zu: vielmehr ist dem Beweis dieses Vorhandenseins sein schönes Buch über die idg. Dialekte ³⁷⁾ geweiht.

Derselbe Meillet, den Fusstapfen de Saussures folgend, versuchte der von Schmidts und anderer Lehren in der Lautgesetzentheorie geöffneten Bresche einen Damm dadurch entgegenzusetzen, dass er unter Ausbreitung und dem was er spontane Neuerung nennt, unterschied: solche spontane Neuerung betrachtete er, wie es die Junggrammatiker taten, deren Anhänger Meillet war, wenn auch mit einem Anstrich von „allgemeiner Grammatik“ und Soziologie aufgefärbt und modernisiert, welcher zu seinen Zeiten eine grosse Neuheit war, aber jetzt immer mehr wegfällt und die von ihm verborgene Substanz herausscheinen lässt. So sagt er im Anfang seines langen Aufsatzes *Comment les mots changent de sens* ³⁸⁾, dass „le passage du groupe français *wè* (écrit *oi*...) à *wa* dans des cas tels que *moi*, *roi*, *boire*, etc., est à Paris le résultat d'un procès phonétique spontané, et qui a dû se réaliser d'une manière indépendante et nécessaire en chacun des sujets qui y ont appris à parler à une certaine date; ailleurs cette même substitution s'est réalisée par imitation de la langue parisienne et est un fait d'emprunt; elle peut alors parvenir à la même extension qu'à Paris; mais le phénomène est d'ordre différent... Le second phénomène manifeste la tendance qui entraîne les membres d'un même ensemble social à se conformer les uns aux autres en tout ce qui est utile à l'exercice de leurs fonctions communes. Le premier phénomène seul, la transformation spontanée, est à expliquer par une action identique qui a dû s'exercer d'une même manière chez tous les enfants nés à Paris durant un certain laps de temps“. Natürlich unterlässt es Meillet uns zu sagen, welchem Gott wir das Wunder dieser identischen Wirkung zu verdanken haben. Wir wissen aber, wer der Gott ist, der ihm solche Prinzipien eingibt: die alte Schleichersche Auffassung der Sprache als Naturorganismus, die Meillet unter dem Etikett der Sprache als soziales Faktum wieder in Um-

³⁷⁾ Antoine Meillet, *Les dialectes indo-européens*, Nouveau tirage, 1922.

³⁸⁾ *Linguist. hist.* I, S. 230 ff.; die angeführte Stelle findet sich auf S. 232 f.

lauf setzt, und die ihn, Durkheims Definition folgend, sagen lässt.: „une langue existe indépendemment de chacun des individus qui la parlent, et, bien qu'elle n'ait aucune réalité en dehors de la somme de ces individus, elle est cependant, de par sa généralité, extérieure à chacun d'eux; ce qui le montre, c'est qu'il ne dépend d'aucun d'entre eux de la changer et que toute déviation individuelle de l'usage provoque une réaction" ³⁹⁾ — eine Reaktion, fügen wir gleich hinzu, die gerade darin bestehen kann, dass man seine Sprechakte nach jener Abweichung bildet und damit die Sprachen umbildet. Ganz etwas anderes als „spontane Veränderung“!

Meillet's Gesichtspunkt, welcher, wie gesagt, schon de Saussure eignete, ist auf der von diesem letzteren zwischen den Begriffen von *langue* (*Sprache*: Italienisch, Französisch usw.) und *parole* (*Rede*: die Individualrede) eingeführten Unterscheidung gegründet: eine gewiss sehr nützliche Unterscheidung, die doch gefährlich wird, wenn sie zur Hypostasierung beider Begriffe als zweier Realgegenstände führt. Den direkteren Schülern de Saussures, der Genfer Schule nämlich von Bally und Sechehay, hat sie gewissermassen die Flügel gestutzt ^{39bis)}, insoweit für diese die Sprache als Verkehrsmittel einer Gemeinde jedes Interesse verlor, und sie sich hauptsächlich zum Studium der Stilistik wendeten, d. h. der Individualabweichungen vom Gebrauch in den Einzeläusserungen; und damit indirekt bewiesen, dass die Sprache nur in den individuellen Sprechakten lebt und existiert.

H. Schuchardt hat die Wellentheorie mit den Fragen der Lautgesetze und des Bestehens der Dialekte in einer einheitlichen Anschauung des Sprachphänomens kombiniert, davon er keine systematische Darstellung gegeben hat, die aber beständig und kohärent in seiner Behandlung der vielartigen von ihm angegriffenen Probleme wiederkehrt. So übte er als erster eine wirkungsvolle Kritik der junggrammatischen Auffassung der Lautgesetze, indem er zeigte, dass die Lautveränderungen, insoweit sie in den Sprechakten von mehreren Menschen erscheinen, nicht physiologischen, sondern psychologischen Ursachen zu verdanken sind, welche letzteren des öfteren auch den Wandel beim Einzelmenschen hervorrufen, und daher gebührt besagten

³⁹⁾ *Linguist. hist.* I, S. 230.

^{39bis)} Den Charakter eines halbunbewussten Befreiungsversuche aus den Engen der Saussureschen Lehre hat A. Sechehayes bemerkenswerte Schrift *Les trois linguistiques saussuriennes*, in „*Vox Romanica*“ V, 1940, S. 1 ff.

Veränderungen keine Notwendigkeit noch Ausnahmslosigkeit; was dann den Begriff von Dialekten bzw. Sprachen oder Sprachengruppen, die einander wie undurchdringliche Einzelwesen entgegengesetzt wären — ein Begriff, der zugrunde stand der Annahme seitens Ascoli einer franko-provenzalischen Gruppe, die eine fruchtbare, einigermaßen von Horning beschlossene Polemik zwischen demselben Ascoli und den Franzosen Paris und Meyer entfesselte —, bewies Schuchardt, dass es in der Wirklichkeit nur eine endlose Sprachspaltung gibt, womit endlose Sprachmischung Hand in Hand geht ⁴⁰⁾. Dies, weil die Sprache — und hierin ging Schuchardt über Schleicher auf Wilhelm von Humboldt zurück — nicht eine Sache, ein *ἔργον*, sondern ein beständiges Schaffen, eine *ἐνέργεια* ist, die die einzelnen Individuen in ihren Sprechakten ausüben; und diese Sprechakten regeln sich nach vorausgegangenen Sprechakten derselben oder anderer Individuen, daraus die Werkzeuge zum Gebrauchen und Anpassen — und daher Umbilden — in der unaufhörlichen Arbeit entnommen sind — um ein Bild Schuchardts selbst zu benutzen ⁴¹⁾. So gelangte Schuchardt zu Ergebnissen, die sich mit denen, die Croce seinerseits erreicht hatte, eng berührten: nur dass der absoluten Identifizierung von Kunst und Sprache bei Croce er sein eigenes richtiges Prinzip des doppelten Antlitzes, des ästhetischen und des praktischen im Sprachphänomen entgegenstellte. „Aus der Not geboren, gipfelt die Sprache in der Kunst“, sagte er. Von beiden Meistern, dem deutschen und dem italienischen, nimmt Vossler seinen Ausgangspunkt, eher als in seinem Buch über Positivismus und Idealismus in der Sprachwissenschaft, wo Schwächen und Unzulänglichkeiten zu bemerken sind, im anderen über Frankreichs Kultur und Sprache (1929), darin die gegenseitige Abhängigkeit beider Erscheinungen, die ja zwei Erscheinungen des geistigen Wirkens sind, die Grundlage des ganzen Baus bildet: das war im Titel der ersten Auflage *Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachentwicklung* (1913) ausgesprochener gesagt.

Aber Vossler, sagte einmal Schuchardt, kümmerte sich um den *homo sapientissimus*, dagegen er selbst eher um den *homo sapiens*, der sich mit dem *homo alalus* berührt ⁴²⁾: Sch. bezeichnete so seinen Unterscheid,

⁴⁰⁾ Hugo Schuchardt-Brevier¹, 1922, S. 52.

⁴¹⁾ Vgl. Terracini, *Guida*, S. 215.

⁴²⁾ *Brevier*, S. 211; vgl. Terracini, *Guida*, S. 216.

⁴³⁾ *Brevier*, S. 223; vgl. Terracini, *Guida*, S. 217.

eines Erforschers der Sprache in allen ihren Erscheinungen, von Vossler, der besonders die Literatursprache betrachtete: wo ich aber nicht vorübergehen möchte ohne auf den entscheidenden Wert der Literatur bei der Bildung einer Nationalsprache hinzudeuten, wie denn in jeder Sprachentwicklung der mit grösserem Ansehen versehene Sprechende es ist, der den anderen die „Werkzeuge“, d. h. die Muster zur Bildung ihrer Einzelakte verschafft. Dieses grundlegende Prinzip des Ansehens (*prestigio*) war gerade von einem Forscher der Sprache im allgemeinen, M. Bartoli, tapfer verfochten, der, in dem von seinem Lehrer Gilliéron eröffneten Weg vorschreitend, das sprachliche Werden in Neuerungen auflöste, die aus der Kreuzung zweier Muster entstehen, und daher als ersten Punkt der geschichtlichen Forschung die Feststellung des gegenseitigen Alters von zwei Erscheinungen bestimmte, damit aus dieser Erkenntnis zur Feststellung des Ausbreitungspunkts der neueren Erscheinung und folglich der Ursache dieser Neuerung schreiten könnte. Zu diesem Behuf sollten die von ihm aufgestellten euristischen Normen dienen, um aus der geographischen Verteilung zweier Erscheinungen deren gegenseitige Chronologie erhalten zu können ⁴⁴).

Auf solche Weise verlief die historisch-geographische Beobachtung in eine Auffassung der Sprache, worin der Begriff von geschichtlicher Sprache in die beständige Auswirkung von gegenseitigen Einflüssen zwischen individuellen Sprechakten aufgeht; solcher Auswirkung ist das von Ascoli aufgezeigte Substratphänomen nur eine Sondererscheinung. Und natürlich mag es scheinen, dass diese Auffassung, die auf einer scharfen Beobachtung der sprachlichen Tatsachen begründet ist, indem sie bis aufs letzte die Schleichersche Auffassung der Sprache als Naturorganismus und deren, von uns in dieser eiligen Uebersicht berührte Umbildungen vernichtet, mit sich den Umsturz der ganzen vergleichenden Methode bringen sollte, derjenigen nämlich, die den mächtigen Bau der historischen Grammatik und der darauf begründeten Sprachgeschichte zu errichten gedient hat. Ein verdienter amerikanischer Forscher, R. G. Kent, schrieb mir, indem er ein Büchlein von mir besprach, den Gedanken zu, dass das Indogermanische aus einer Anzahl leicht verschiedener Dialekte bestand — tatsächlich ist meine Auffassung weit radikaler — und fügte hinzu: „diese ist eine verbreit-

⁴⁴) Matteo Bartoli, *Introduzione alla neolinguistica*, 1925, usw.; vgl. meinen Aufsatz: *Matteo Bartoli e la linguistica spaziale*, in „Paideia“ I, 1946, S. 95 ff.

tete Meinung, aber sie entzieht den Boden der wissenschaftlichen Sprachwissenschaft": als ob die wissenschaftliche Sprachwissenschaft mit Mythen, nicht mit Tatsachen operieren sollte! ^{44b18)} Sehr treffend bemerkte dazu der Herausgeber der Zeitschrift, B. Bloch, dass jene Meinung, entfernt davon, den Boden der Wissenschaft zu entziehen, ihr festere, d. h. realistischere Grundlagen verschaffte ⁴⁵⁾. Jedenfalls vernichtet diese Auffassung keineswegs den Begriff Sprache, sondern bringt ihn auf das, was ihm in der Realität entspricht.

Es erneuert sich hier der alte Streit zwischen Nominalisten und Realisten in Bezug auf die Universalia: der Begriff Sprache ist in unserem logischen Verfahren notwendig um alles zu bezeichnen, das einer bestimmten Anzahl sprachlicher Individualschöpfungen gemein ist, das was wir mit einem Wort Schuchardts Werkzeuge genannt haben, die jedermann aus vorigen seinen und fremden Sprechakten schöpft um sich deren nach seinen Ausdrucksbedürfnissen zu bedienen und dabei umbildet und eventuell so umgebildet anderen überliefert: es handelt sich somit um ein Hilfsmittel des Gedankens, das man aber nicht als Wirklichkeit anschauen darf. Dass dies wahr ist, bezeugt die Tatsache, dass eine Sprache oder ein Dialekt zuerst definiert werden sollen, und nur nach der Definition ihre Charaktere bestimmbar sind: man kann z. B. von Latein auch in Bezug auf das Italienische sprechen, wenn man es wie ein vom Latein im Verlauf seiner Entwicklung angenommenes Aussehen ansieht, und umgekehrt kann man vom Italienischen des neunzehnten Jahrhunderts, der petrarkischen Lyrik usw. sprechen; man kann von lombardischem oder von Mailänder Dialekt sprechen usw.; und jeder dieser Begriffe kann nur als Gegenüberstellung zu dem, was man als verschieden erachtet, entstehen, hat nicht in sich selbst seine Berechtigung. Die Ursache davon liegt gerade in der Unfassbarkeit dieses Proteus, der sich beständig in Raum und Zeit verändert.

Sprachgeschichte kann man daher nur treiben, insofern die gemeinen

^{44b18)} [Eine im Grund mit derjenigen Kents übereinstimmende Stellung nimmt Devoto im Sammelwerk „Cinquant' anni di vita intellettuale italiana 1896—1946", I, Neapel 1950, S. 386 ein, auch wenn er unter den bombastischen Ausdrücken seines dramatisierenden Stils das eigene Unverständnis zu maskieren sucht: er spricht von „anachronistischem und bigottem Glaube" und sieht nicht ein, dass dies gerade von seinem Glaube an das leere Wort der Sprache als Institution gesagt werden darf. Klangvolle wenn auch nichtsagende Definitionen sind nämlich D. sehr beliebt.]

⁴⁵⁾ In „Language" XXIV, 1948, S. 194.

Charaktere — die Isoglossen — einer gewissen Quantität *a posteriori* räumlich und zeitlich bestimmter Sprachschöpfungen determiniert und mit anderen gleicherweise determinierten Isoglossen verglichen werden. Hier aber lauert die Gefahr, in den Irrtum von neuem zu verfallen, insoweit zwei Momente einer sprachlichen Tradition als z. B. zwei Schichten derselben Säule betrachtet. In der Wirklichkeit ist das nicht so: auch wenn wir von Tradition sprechen, vollenden wir eine gewaltsame Vereinfachung, indem wir die blosse beständige Ueberlieferung einiger Elemente von einem Sprachzustand zum anderen betrachten: nun, es finden sich zwar in den Sprechakten eines heutigen Mailänders viele Muster wieder, die zu ihm durch den ununterbrochenen Gebrauch seitens der sprechenden Menschen gelangt sind und schon in den Schöpfungen eines Mailänders vom XII. Jahrhundert vorhanden waren; aber zusammen mit jenen sind auch viele Muster aus den verschiedensten Quellen gegenwärtig, und diejenigen, die direkt aus dem XII. Jahrhundert herleitbar scheinen, haben allerlei Einflüsse seitens Elemente, die aus allen Gegenden herbeiflogen, erlitten. Das bedeutet, dass auch diejenigen, die die Vorgeschichte einer Sprache behandeln, indem sie diese auf eine andere (z. B. das Italienische auf das Latein) zurückführen, nur die Vorgeschichte einzelner Elemente machen und dazu üblich diese Elemente nur einseitig betrachten, ohne sich um die Einwirkungen, die sie seitens anderer nicht lateinischer, oder auch lateinischer aber nicht ununterbrochen überlieferter Elemente erlitten haben, Sorge zu machen. Folge davon ist, dass man nicht die Geschichte von Sprachen, sondern von einzelnen Elementen treibt: und was die vergleichende Sprachforschung für eine nichtbezeugte Phase rekonstruiert, ist keine Sprache, sondern nur eine Anzahl Erscheinungen, über deren Gleichzeitigkeit und Gleichräumlichkeit viel zu streiten wäre.

Geschichte, also, von in zahllosen Sprechakten wiederholten und variierten Phänomenen, die in jedem einzelnen Sprechakt wieder geschaffen werden den Ausdruck zu bilden; Phänomene, die durch die Sprechakte einer gewissen Sprachgemeinde in ein unstetiges Isoglossensystem, das die Sprache jener Gemeinde ist, zusammenfließen: wobei zu bemerken ist, dass wir solcher Sprache bzw. Gemeinde Grenzen im Raum oder in der Zeit beliebig erweitern oder verringern dürfen. Zu sagen also, dass das Italienische aus dem Latein herrührt, heisst die Tatsachen entstellen: aus dem Latein rührt nur eine grosse Anzahl der

Elemente, die das Italienische ausmachen. Daher können wir nicht von Teilungen oder Verschmelzungen oder Verschwinden von Sprachen reden, sondern nur von einer verschiedenen Gruppierung sprachlicher *Phänomene*, jenachdem die einzelnen Individuen im Schaffen ihrer Sprechakte dieses oder jenes Muster gebrauchen oder ein Muster nach einem anderen umbilden; und da die Muster, d. h. die Phänomene, aus einzelnen Individuen ausgehen, die auf gewisse Mittelpunkte bezogen sind, so ist das sprachliche Werden mit dem Entstehen und Variieren solcher Mittelpunkte und der um sie gravitierenden menschlichen Masse unauslöslich gebunden. Mittelpunkte, das soll gleich gesagt werden, nicht nur in engem geographischem Sinn, desto mehr die Möglichkeit von Ideenaustausch durch die Schrift und nunmehr auch das Radio die Ferndiffusion von sprachlichen Erscheinungen erlaubt: übrigens können wir, dank dem Menschenaustausch zwischen den verschiedensten Gegenden sagen, dass heutzutage, z. B., Mailand Rom näher ist als ein Dorf des Latiums, und schon vor etwa 3000 Jahren konnte der Name des Goldes *ausom* aus Italien bis zu den Gestaden der Ostsee, wo wir ihn im lit. *auksas* wieder finden, dringen ohne das germanische und slavische Gebiet, wo ein anderes Wort (*Gold = zlato, zoloto*) gebraucht wird, zu besetzen: dies dank dem Handel, der in Italien den Bernstein und in jenes entfernte Land, als Tauschware, das mediterrane Gold brachte.

Schleicher bemerkte in seiner Schrift über die Darwinsche Theorie und die Sprachwissenschaft, dass die Zahl der Sprachen abzunehmen bestimmt ist, und sah darin einen Parallelismus zwischen Sprachen und Naturorganismen, der im Daseinskampf und im Sieg des Stärkeren besteht; in der Wirklichkeit hängt die Abnahme von der Bildung von immer grösseren Menschengruppierungen ab, die das Gravitieren von immer grösseren Massen um eine immer kleinere Anzahl von Mittelpunkten verursacht: im Gegenteil brachte z. B. der Zusammenbruch des römischen Imperiums zur Bildung der unter sich so verschiedenen romanischen Dialekte statt jener wesentlichen Einheit, die als Folge der von Rom und seiner Sprache auf so viele Bevölkerungen mit den verschiedensten Sprachen ausgeübten Anziehungskraft entstanden war.

Von diesem neuen Gesichtspunkt aus wird das Prinzipium der Klassifizierung und besonders jenes der genealogischen Klassifizierung der Sprachen vollständig umgestossen. „After all“ schrieb vor kurzem ein

Veteran der Sprachwissenschaft, C. C. Uhlenbeck ⁴⁶⁾, „it is not our final aim to classify languages. What we want is the reconstruction of their possible fusions and differentiations, of their internal evolution and the external penetrating influences which have modified and transformed them“. Tatsächlich handelt es sich um einen ununterbrochenen Vorgang von Zusammen- und Auseinanderlaufen von Erscheinungen, die sich in den Individualschöpfungen auf immer neue Weisen gruppieren um Sprachen in dem von uns angegebenen Sinne zu bilden. Es kommt daraus, dass man von indogermanischen Sprachen nur von einem einzelnen Gesichtspunkt aus reden kann, aus demjenigen nämlich der Elemente, die den die idg. Einheit bildenden Dialekten gehörten und sich in besagten Sprachen noch finden; und wenn wir die Sache von diesem einseitigen Gesichtspunkt aus betrachten, sehe ich keine Hindernisse dazu, dass man indogermanisch auch solche Sprachen nenne, die augenscheinlich nur wenige idg. Elemente, vielleicht nur eine verschwindende Minderheit davon besitzen, wie das Lykische oder das Lydische oder sogar das Etruskische ⁴⁷⁾. Wir wissen aber nicht wieviele Elemente anderen Ursprungs im Griechischen oder im Latein, die man doch als wesentlich indogermanische Sprachen betrachtet, vorhanden sind; dies weil wir aus rein technischen Gründen, d. h. da uns nur die Denkmäler gewisser Sprachen gerettet sind, die Vorgeschichte bloss jener ihrer Elemente studieren können, die auf dieselbe Tradition zurückgehen, wie diejenigen des Sanskrits, des Altiranischen, der germanischen Sprachen und so fort. Ausserdem, wenn wir von „Indogermanisch“ sprechen als von etwas, das sich vom „Semitischen“ oder „Finnisch-ugrischen“ gänzlich unterscheidet, so dass, falls Beziehungen zwischen solchen „Muttersprachen“ wahrscheinlich sein sollten, man an eine „Grossmuttersprache“ denkt, woher sie differenziert worden sind, dann bewegen wir uns unbewusst im magischen Kreis Schleichers: die Ausbildung des Indogermanischen oder des Semitischen, bzw. in späteren Zeiten des Germanischen usw. kann nur als das Gravitieren um gewisse Mittelpunkte von „Sprachen“, die, weil sie früher einer anderen Verteilung im Raum teilgenommen hatten, auf andere Weise unter sich in Beziehung waren.

⁴⁶⁾ In „Lingua“ I, 2, 1948, S. 219.

⁴⁷⁾ Vgl. meinen Aufsatz: *La question de l'indo-hittite et le concept de parenté linguistique*, in „Archiv Orientální“ XVII, 2 („Symbolae Hrozný“), 1949, S. 251 ff.

Es waren zwar oder sind vielleicht noch Gelehrte vorhanden, die glauben, dass eine Mischung von Sprachen, oder wenigstens von morphologischen Systemen unmöglich sei. Diese Stellungnahme setzt immer die Schleichersche Theorie der Naturorganismen fort: und wenn diese Unmöglichkeit auf die morphologischen Systeme begrenzt worden ist, dann ist dieses Dogma die Umkehrung einer richtigen Beobachtung der ersten Sprachvergleiche, z. B. Rasks, welche die Erkenntnis der Sprachverwandtschaft auf den morphologischen Erscheinungen gründeten, da ja diese schwieriger entlehnt werden: die Entsprechung von lat. *est*: *sunt* und skr. *asti*: *santi*, griech. *ἔστι*: *ἐντί*, got. *ist*: *sind* usw. kann augenscheinlich das Ergebnis weder des reinen Zufalls noch von Entlehnungen zwischen so entfernten Sprachen sein, deren Geschichte so verschieden verlaufen ist. Und obendrein ist diese Beobachtung in Bezug auf die altidg. Sprachen gemacht worden, deren Morphologie, gleich derjenigen der semitischen Sprachen, ein tatsächlich merkwürdiges System bildet, welches sich einigermaßen der Analyse entzieht, so dass ein Element davon schwerlich abgesondert und dann substituiert oder weitergegeben werden kann. Aber auch hier stehen wir vor einer einseitigen Betrachtungsweise, welche sich darauf beschränkt, alte Endungen und Flexionssuffixe der Einheitsperiode in den idg. Einzelsprachen wiederzufinden, ohne auf deren negative — die in der Abschaffung gewisser Endungen und im allmählichen Verlassen des alten Flexionssystems bestehen — oder positive Neuerungen zu achten⁴⁸⁾: es ist die Unkenntnis der in den Gebieten, wohin die idg. Sprachen nach ihrer Trennung gelangt sind, früher gesprochenen Sprachen, die uns als internen Vorgang die Entwicklung der Morphologie betrachten lässt; wo aber wir beide Faktoren kennen, geschieht es anders, und nur eine blinde Voreingenommenheit kann einen davon abhalten, die Wichtigkeit z. B. des von den romanischen Sprachen dargebotenen Musters für das mehr oder weniger rasche Absterben der Deklination in den germanischen Sprachen udgl. anzuerkennen. Weiter sieht man Suffixe, die zur Bildung nominaler und auch verbaler Stämme dienen, von einer zur anderen Sprache übertreten. Als Meil-

⁴⁸⁾ Z.B. ist es nicht ausgeschlossen, dass das griech. Perfektum auf -κα, auch wenn es sich an ein Paar Formen wie τέθηκα, wo κ wurzelhaft war, anschliesst, zum guten Teil die Widerspiegelung eines mediterranen Perfekts, das wir in etruskischem *lupu-ce* 'mortuus est', *am-ce* usw. finden, sei.

let ⁴⁹⁾ von „influences qui ont déterminé le changement“ spricht und sagt, dass sie „sont presque toujours non déterminées jusqu'ici“, unter diesen Einflüssen hätte er am ersten Platz diejenigen seitens anderer Sprachen verzeichnen sollen. Uebrigens hat sich auch dieser Forscher bedeutende Einräumungen entgehen lassen, z. B. in seinen Schriften über den Bilinguismus ⁵⁰⁾; und in der Einleitung zum Buche *Les langues du monde* ⁵¹⁾, woher die zuletzt angeführten Worte stammen, liess er zu, dank dem erweiterten Horizon, dass „dans les langues où le système morphologique ne comporte pas des formations obtenues par des variations compliquées des mots, comme celles d'Extrême-Orient ou certains idiomes soudanais, on peut se représenter de véritables mélanges de langues“ ⁵²⁾, und damit war die Unsicherheit des Sprachsystems in Bezug auf die französischen Dialekte anerkannt. Es ist übrigens natürlich zu denken, dass der üblich von der indogermanischen Morphologie zum Eintritt fremder Formen entgegengesetzte Widerstand ihrem strafferen System zu verdanken sei, und dass wir in diesem Falle das zu erblicken haben, was Schleicher das Ueberleben des Stärkern im Lebenskampft nannte. Sei es wie dem wolle, auch betreffs der Morphologie ist zu wiederholen, dass es sich nicht um Sprachenmischung, sondern um Tätigkeit des Geistes handelt, der in seinen Schöpfungen „prend son bien où il le trouve“.

In dieses Schöpfungsverfahren, dem die Muster von früheren Schöpfungen dargeboten werden, und das daher mit einer gewissen Einförmigkeit, wo Menschengruppen in sprachlicher Beziehung untereinander vorhanden sind, stattfindet, dürfen wir auch die wesentliche Regelmässigkeit des Lautwandels einreihen. Einmal hat irgend einer *pelegrinus* statt *peregrinus* gesagt, wahrscheinlich um die Aussprache zweier *r* in benachbarten Silben zu vermeiden: die neue Form ist nachgebildet worden, und heute finden wir sie in allen romanischen Sprachen als *pellegrino*, *pèlerin* usw. wieder: hier aber hat der Wandel beim Einzelwort Halt gemacht. Dagegen hat ein anderer einen Tag, aus irgendwelchem Grund, *fede(m)* statt *fide(m)*, *pece(m)* statt *pice(m)* *menu* statt *minu(s)* gesagt, und möglicherweise hat er ein enges *e* statt kurzes *i* jedesmal ausgesprochen, wenn es ihm geschah die diesen Laut

⁴⁹⁾ *Linguist. hist.*, II, S. 60.

⁵⁰⁾ *Linguist. hist.*, II, S. 90 ff.

⁵¹⁾ A. Meillet et M. Cohen, *Les langues du Monde*, 1924.

⁵²⁾ *Linguist. hist.*, II, S. 61.

enthaltenden Wörter zu gebrauchen. Andere haben diese seine Aussprache durch einzelne Wörter gelernt und sie nachgebildet: es konnte auch hier geschehen, dass sie die Aussprache nur in den aus ihm genommenen Wörtern nachbildeten und z. B. *fede* aber *pice* und *minu* sagten; aber hier hat sich die neue Aussprache allmählich durch ein Analogienspiel verbreitet, demnach wer an einem gewissen Zeitpunkt das Bewusstsein hatte, dass er nach fremden Mustern *fede* statt *fide* substituierte, damit endete, dass er auch *menu* statt *minus*, *pece* statt *pice* usw. sagte; zuletzt ist es dazu gekommen, dass fast auf dem ganzen Gebiet, wo Latein gesprochen wurde, enges *e* den Platz des kurzen *i* genommen hat. Dies aber infolge einer Ausgleichung und bewusster Nachahmung, nicht fataler Gesetze und überhaupt durch eine allmähliche Verbreitung auch beim einzelnen Sprechenden: sodass z. B. einer auf derselben Inschrift ⁵³⁾ *carissimo dulcissimo sibi* aber *sene* statt *sine* schreibt, wo das isolierte Wort *sine* verändert worden ist, während die zahlreiche Klasse der Superlative und auch der Dativ des Reflexivs, der neben sich *tibi* hatte, die Probe bestanden haben; ein anderer ⁵⁴⁾ schreibt *miser* aber *perdedi* statt *perdidi*, worin die unbetonte Silbe früher als die betonte gewichen hat; ein dritter ⁵⁵⁾ schreibt *titulum* aber *avetat* statt *habitat*, also mit *i* in unbetonter Silbe, und *anemola* für *animula*, wo das *i* zwar betont ist, aber die Veränderung vom Positivum *anema* für *anima*, auch hier mit *i* in unbetonter Silbe, gefördert sein müsste; und so fort. Solche Schwankungen; die Möglichkeit, dass verschiedene, aus verschiedenen Punkten ausgegangene Neuerungen zusammentreffen und so nur in einem Teil des Sprachschatzes die Oberhand behalten, wie das mit lat. *ū* in *ūnus mūrus cūra Pūnicus* usw. gegen *oe* in *moenia Poeni* usw., beide in Wörtern, die einmal nur *oi* hatten (*oinos, moenia, coira, Φοίνικες* usw.), der Fall ist; das vereinzelt Weiterbestehen von Formen, die eine fehlgeschlagene Veränderung darstellen, wie frz. *chaise*, das, neben *chaire* mit seinem besonderen Wert beharrend, die in einigen Schichten der Pariser Bevölkerung im XVII. Jahrhundert verbreitete Aussprache von *s* statt *r* noch bezeugt; das nur teilweise Sichbehaupten einer neuen Aussprache, wie der aus dem Norden her kommenden von stimmhaften statt stimmloser zwischenvokalischer Verschlusslaute im Toskanischen und daher in der

⁵³⁾ Diehl, *Vulgärlateinische Inschriften*, 1910, N. 140.

⁵⁴⁾ Diehl, 151.

⁵⁵⁾ Diehl, 153.

italienischen Literatursprache, wonach wir *ospedale* aus *hospitalis*, *annéga* aus *ad-necat*, *lago* statt *lacus* sagen, aber *lato maturo oca* aus *latus maturus auca*; diese und andere Gründe bewirken, dass die Veränderungen, die nicht der Sonderbesitz einer Sprache oder eines Dialektes, sondern zahllose Einzelercheinungen, zahllose jede für sich und mit verschiedenen Ausdehnungen entstandene Isoglossen sind, allerlei Ausnahmen zulassen. Aber gewöhnlich geschieht es, dass, wo sich ein gewisser Lautwandel ausbreitet, nachdem er allgemeine Geltung gewonnen hat, wie im Falle von vulgärlateinischem *e* für *ī*, derselbe schliesslich für die im Gebiete der betreffenden Isoglosse geschaffenen Sprechakte die Norm bildet. Damit erhält praktisch das „Lautgesetz“, das nicht mehr als Natur- oder den Naturgesetzen angeglichenes Gesetz sondern als Feststellung eines in einem bestimmten Gebiete unter zu einer bestimmten Zeit in den betreffenden Sprechakten stattfindenden Ereignisses zu gelten hat, den Wert von Voraussetzung statistischer Natur, die man sich gegenwärtig halten soll in jener Wahrscheinlichkeitsrechnung, die für den Sprachvergleich und -historiker das Aufstellen einer Gleichung zwischen Formen aus verschiedenen Zeiten und Räumen bildet. Die Abweichung aus dem Lautgesetz schliesst nicht die Möglichkeit der Gleichung aus, sondern hat ihr Gewicht in der Wahrscheinlichkeitsrechnung und stellt damit dem Forscher die Verpflichtung, deren Ursachen zu ergründen.

Wir sehen also, wie die Schleichersche Methodologie, vom Dogmatismus befreit, womit sie ihr Begründer, seinen Ideen über die Beschaffenheit der Sprache entsprechend, beladen hatte, und schmiegsamer aber dafür auch verpflichtender geworden, unsere Disziplin zu leiten fortfährt und ihr diesen Charakter einer exakten Wissenschaft verleiht, der sie, wie wir oben bemerkten, von den anderen Geisteswissenschaften so eigenartig unterscheidet ⁵⁶⁾, obwohl Schleichers Theorien hoffnungslos untergegangen sind und die Versuche sie teilweise unter mehr oder weniger durchsichtigen Vermummungen auszugraben den Eindruck von

⁵⁶⁾ Schon Friedrich Müller, *Grundriss der Sprachwissenschaft*, I, 1, 1876, S. 12 f. sagte: „Im tiefsten Grunde dürfte aber der Irrthum, die Sprachwissenschaft unter die Naturwissenschaften zu rechnen, daraus entsprungen sein, dass die Methode, deren sich die Sprachwissenschaft bedient, von jener der anderen Geisteswissenschaften gänzlich abweicht und sich an die Methode der Naturwissenschaften genau anschliesst“.

Heilmitteln erwecken, die das Uebel nur verschlimmern können. Eine ähnliche Erscheinung kann man in den physikalischen Wissenschaften konstatieren, wo der Umsturz der traditionellen theoretischen Standpunkte keine wesentlichen Veränderungen der Methode m. W. mit sich gebracht hat. Ein Zeichen dies, dass beidemal die am Anfang getroffene Methode wesentlich richtig war, wenn sie zu den Ergebnissen geführt hat, worauf die Sprachwissenschaft nicht weniger als die Physik stolz sein kann. Ein auf das Ansichsein der Sprache sich beziehendes Bild Schleichers wieder aufnehmend, dürfen wir sagen, dass im Keime das Versprechen eines üppigen Lebens verborgen war, das sich sieghaft bewährt hat, auch wenn Boden und Klima nicht immer die geeignetsten waren.

Via Boccaccio, 43
Milano (Italia)

VITTORE PISANI

DAS FLÜSTERN IN SEINER PHYSIO-PATHOLOGISCHEN UND LINGUISTISCHEN BEDEUTUNG

Zur Erzeugung der Stimme werden die Stimmlippen vom Hirn aus mit einer bestimmten Frequenz erregt und bringen den durch sie gehenden Atemstrom zum Schwingen.

Beim Flüstern dagegen wird nur der m. crico-arytaenoideus lateralis innerviert, wodurch sich die pars vocalis der Stimmritze schliesst; der m. arytaenoideus transversus bleibt unbeteiligt, folglich bildet die pars respiratoria ein Dreieck. Die entströmende Atmungsluft reibt sich an den Rändern dieser Öffnung und wird von den Bewegungen der Zunge, des Velums usw. gegliedert. Sämtliche so erzeugte Laute sind aphonisch.

Am Kymographion lässt sich das veranschaulichen, indem derselbe Satz zuerst mit Stimme und hierauf flüsternd aufgenommen wird (Abb. 1). Die sinusoiden Schwingungen, die die Stimme darstellen,

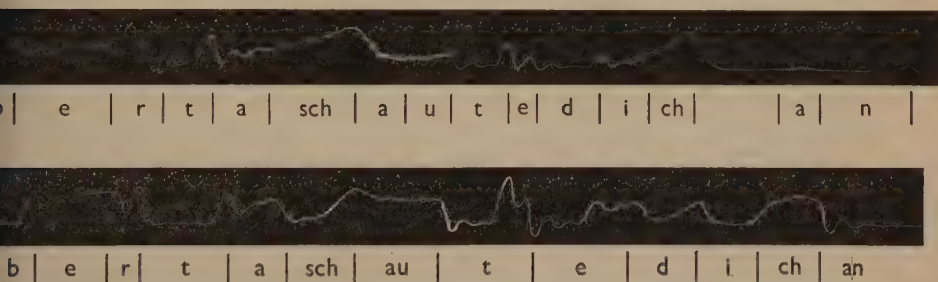


Abb. 1

Der Satz „Berta schaute dich an“ aufgenommen am Kymographion mit einem Mundtrichter. Oben: gesprochen, unten: geflüstert. * Deutet den harten Stimmeinsatz beim üblichen Sprechen an. Die stimmhaften Laute sind an den zierlichen sinusoiden Schwingungen zu erkennen, beim Flüstern erscheinen sie nicht, da völlige Aphonie besteht.

fehlen auf der Flüsteraufnahme, nur die im Ansatzrohr hervorgerufenen Gliederungen des Luftstroms (Laute) sind sichtbar. Die Stimmpathologie bestätigt, dass das Flüstern nichts anderes sein kann als ein völlig aphonischer Vorgang. Déleau führte sich 1830 eine elastische Röhre durch ein Nasenloch bis in den Pharynx und blies

sich in den Mundraum einen kontinuierlichen Luftstrom; nachdem er seine Glottis geschlossen hatte, um seinen eigenen Atemstrom zurückzuhalten, machte er die üblichen zur Bildung der Laute nötigen Bewegungen. Dieses künstliche Flüstern unterschied sich in nichts von dem natürlichen. Déleau bewies also als erster, dass das Flüstern nur stimmlos sein kann. Billroths Erfolge in der Laryngektomie (1873) bewirkten eine rasche Zunahme dieser Operation. Es stellte sich bald heraus, dass Laryngektomierte sich verständlich machen können, schon wenn sie die im Ansatzrohr befindliche Luft zur Bildung von Lauten ausnutzen, die alle, wie es eben beim normalen Flüstern der Fall ist, aphonisch sind. Man nennt das aber „Pseudoflüstern“, weil es nicht wie normaliter unter Anwendung der Trachealluft zustande kommt. Bei scharfer Artikulation reicht dieser Notbehelf für eine Verständigung aus.

Dieselben für eine gute Stimmerzeugung massgebenden Grundsätze gelten auch für das Flüstern, d.h. es dürfen nur die für die betreffende Tätigkeit vorgesehenen Muskeln innerviert werden und zwar mit einem Minimum-Optimum der Spannung, sonst entstehen allmählich Dauer-Fehl-Überspannungen mit erheblicher Störung der Funktion. Die heutigen Menschen sind aber auch betreffs der Phonation dermassen instinktunsicher geworden, dass sie sich sogar beim Flüstern funktionswidrig verhalten: manche drücken den Kehlkopf so tief herunter, dass sich die Epiglottis stark über das Ostium neigt und rufen so eine übermässige Reibung des Expirationsstroms und ein schnarchendes Geräusch hervor, was keineswegs zum normalen Flüstern gehört. Andere innervieren den *m.crico-arytaenoideus lateralis* zu schwach, die *pars vocalis* schliesst nicht ganz und lässt eine verhauchte Stimme hören, die erst recht die Bezeichnung „Flüstern“ nicht verdient. Es gibt noch weitere ähnliche Erscheinungen, sie anzuführen erübrigt sich aber, denn nur das *völlig aphonische* Flüstern hat als die Norm zu gelten, was übrigens bereits 1934 Ch. B. Miller betont hat: „The subdivisions of whispered speech are arbitrary classifications depending on the opinion of the individual listener. We may retain only the two principal classifications of speech sounds, surd and sonant, our requirement for whispered speech being that it shall be composed entirely of sourd sounds to which no contribution whatever is made by the vibration of the vocal cords“ (S. 74). Eigentlich ist die Bezeichnung „aphonisches Flüstern“ eine Tautologie!

Betrachten wir nun das Flüstern nicht mehr genetisch, sondern als fertiges Gebilde, so stellen wir fest, dass es wohl die Klangfarbe, Stärke und Dauer wiedererkennen lässt, *aber nicht die Tonhöhe*. Beweis: Ich liess einen Italiener die ersten Verse der Arie des Herzogs in „Rigoletto“ (La donna è mobile) in italienischer Sprache flüsternd in das Mikrophon „singen“. Alle Vpn, die kein italienisch konnten, erkannten beim Abhören des Tonbandes weder den Text noch die Melodie wieder und kamen überhaupt nicht darauf anzunehmen, dass es sich um Gesang handeln könne. Im Gegensatz zu ihnen identifizierten die Vpn, die des Italienischen mächtig waren, sofort die Arie (eben aus dem Text heraus!), gaben aber an, *dass der Text gesprochen sei. Sogar Italiener hielten den Text für gesprochen*.

Dieses Ergebnis überrascht nicht, denn bereits 1875 hatte Grabow darauf hingewiesen, wie schwer es ist, auf einen bestimmten Text die Melodie flüsternd zu singen. Nagel (1906—1907) sagt ergänzend hierzu „Ich finde es tatsächlich unmöglich und kann wirkliche melodische Tonhöhenänderungen im Flüsterton nur durch Wechsel der Vokale markieren“ (S. 774). An einer anderen Stelle macht Nagel eine weitere ablehnende Äusserung „Auf einen bestimmten geflüsterten Vokal kann man aber keine Melodie singen. Wer in dieser Weise flüsternd zu singen versucht, glaubt meist ganz deutlich eine geflüsterte Melodie hervorzubringen, weil er entsprechend dem beabsichtigten Tonhöhenwechsel die Stimmbandspannung ändert und sich damit die Vorstellung veränderter Tonhöhe verknüpft. Der Zuhörer hört aber nur immer dasselbe Geräusch und kann die Melodie höchstens aus dem Rhythmus erraten“ (S. 751).

Mein obiger Versuch hat den Vorzug, dass er mit zeitgemässen Vorrichtungen vorgenommen wurde, die allen Vpn den Reiz konstant darbieten. Er bestätigt übrigens Grabow und Nagel auch durch folgende Gegenprobe: ich fertigte ein neues Tonband an mit derselben, aber auf m gesummten Arie aus „Rigoletto“. Alle Zuhörer erkannten die Melodie wieder, obwohl der Text fehlte, eben weil er stimmhaft ist und sämtliche Tonhöhenänderungen zum Ausdruck bringt.

Was das Sprechen anbelangt, so bildet die Nichthörbarkeit der Tonhöhen beim Flüstern z.B. in romanischen und germanischen Sprachen kein erhebliches Hindernis für eine Verständigung, denn hierfür reicht der Kontext oder der Satzbau aus. Missverständnisse können nur bei einzelnen Vokalen oder Wörtern entstehen, wie nachstehender

Versuch zeigt: 1) der Sprecher intendierte flüsternd am Mikrophon eine Quinte bei den Vokalen a...a bzw. i...i, 2) ein Italiener flüsterte das Wort „permesso“ zuerst mit dem Fragetone eines Norditalieners (Como) und hierauf mit dem eines Römers (vgl. Abb. 2).

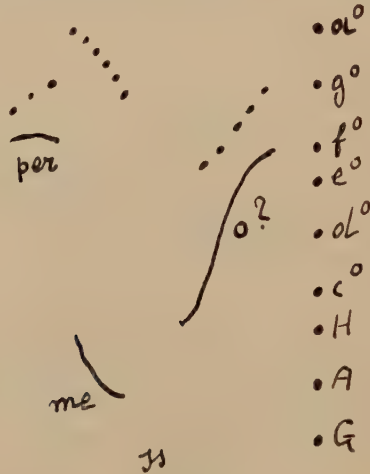


Abb. 2

Tonhöhenbewegungen in dem italienischen fragend gesprochenen Wort „permesso“? (Como —, Rom...). Tonhöhenverlauf: Como, fallend-steigend, Rom steigend-fallend-steigend. Stimmlage: Como, hoch-sehrtief-hoch, Rom, sehr hoch-hoch. Bemerkenswert bei der Vp von Como ist, dass „me“, obwohl akzentuiert, beinahe eine Quinte tiefer als die nicht-akzentuierten Vokale ist. Beim üblichen Sprechen wird das Wort in beiden Fällen vom Hörer als eine Frage aufgefasst, weil der für die Apperzeption massgebende Tonhöhen sprung des letzten Vokals bei beiden Sprechern deutlich zum Ausdruck kommt. Dagegen wird beim Flüstern das Wort als Aussage aufgefasst, weil eben dabei die Tonhöhe nicht mehr hörbar ist.

Alle Vpn gaben nach Abhören von 1 und 2 an, es handle sich nur um die Wiederholung desselben Vokals bzw. Wortes. Italiener erteilten dieselbe Antwort. Also keine Vp hatte einen Unterschied in der Tonhöhe gehört.

In romanischen und germanischen Sprachen sind das belanglose Ausnahmefälle. Die Sachlage wird aber bedenklich, wenn es sich um Sprachen handelt, wo ein und dieselbe Lautgruppe je nach ihrer Tonhöhe verschiedene Bedeutungen bekommt. Es heisst z.B. im Ewe „fu“ im Hochtone „Haar“, im Tieftone dagegen „weiss“, im

Hottentottischen (Bergdamara) „tūp“ im Tiefton „Vater“, im Mittelton „Zahn“ und im Mittel-Hochton „Springbock“, im Chinesischen „dschö“ im Hochton „Wissen“, im Mittel-Hochton „gerade“, im Mitteltiefton „zeigen“ und im Mittel-Hoch-Tiefton „hingelangen“.

Es fragt sich nun, ob in solchen Sprachen eine Verständigung beim Flüstern überhaupt möglich ist. Für das Chinesische antwortet Ch. B. Miller (1934) „Whispered conversation involving the five vowels a, e, i, o, u, in the four tones and in different grammatical categories, is readily understood, and the understanding is based extensively on the context. This influence may come from a preceeding sentence“ (S. 74). In einer Unterhaltung mit mir lehnte ein katholischer Missionar, der Jahre lang in China war, Millers Schlussfolgerung ab: auch beim Flüstern, wie es u.a. im Beichtstuhl der Fall ist, seien die Tonhöhen gut hörbar.

Diese entgegengesetzten Äusserungen führen zu folgenden Überlegungen: Es steht fest, dass beim Flüstern die Tonhöhen nicht wiedergegeben werden, sie können folglich auch nicht gehört werden! Wenn trotzdem in manchen Tonhöhen Sprachen eine Verständigung beim Flüstern erfolgt, wobei sogar die Tonhöhen hörbar sein sollen, dann tauchen folgende Bedenken auf:

1) entweder handelt es sich dabei nicht um ein genuines, d.h. aphonisches Flüstern, oder 2) es kommt den Tonhöhen in semantischer Hinsicht nicht diejenige massgebende Rolle zu, die man ihnen gemeinhin zuschreibt.

Zu 1) — Wie bereits am Anfang gesagt, wird sehr oft etwas als „Flüstern“ bezeichnet, was kein Flüstern ist. Es sei zugegeben, dass von Laien u.a. eine stark verhauchte oder heisere oder rauhflatternde (u.A. bei Recurrens-Lähmung) Stimme als Flüstern aufgefasst werden kann. Das ist aber eine falsche Auslegung, denn wenn man vom Pat. verlangt, dass er flüstere, so kommt er ohne zu zögern der Aufforderung nach. Der klangliche Unterschied ist offenbar. Schlägt man in Wörterbüchern nach, so findet man, dass „flüstern“, „murmeln“, „summen“, „leise raunen“ *mit ein und demselben* Wort übersetzt werden. Ein Beweis dafür, dass die Verfasser nicht über die *sachlichen* Kenntnisse verfügten, die erforderlich sind für eine korrekte Übersetzung. Diese Überlegungen entkräften auch den etwaigen Einwand, dass, wenn in einer Sprache ein Wort vorhanden ist, das dem deutschen Wort „flüstern“ entspricht, in dieser Sprache eine Verständigung beim

Flüstern doch möglich sein müsse. Es müsste zuerst bewiesen werden, dass die Übersetzung auch *sachlich* richtig ist! Abschliessend bin ich übrigens der Meinung, dass bei dem Missionar „flüstern“ durch „murmeln“ zu ersetzen ist.

Zu 2) — Die Tragweite der semantischen Rolle der Tonhöhen lässt sich durch einen Versuch leicht prüfen. Bevor ich aber zu dessen Darstellung übergehe, möchte ich eine Tatsache anführen, auf die Prof. Westermann die Güte hatte, mich aufmerksam zu machen. Auf verschiedene Anfragen meinerseits über Tonhöhen im Ewe antwortete er u.a. folgendes: „Die Ewe verstehen ihre Sprache auch bei gänzlicher Vernachlässigung der Tonhöhen, denken Sie an die vielen Europäer im Lande, keiner von ihnen spricht die Töne richtig und

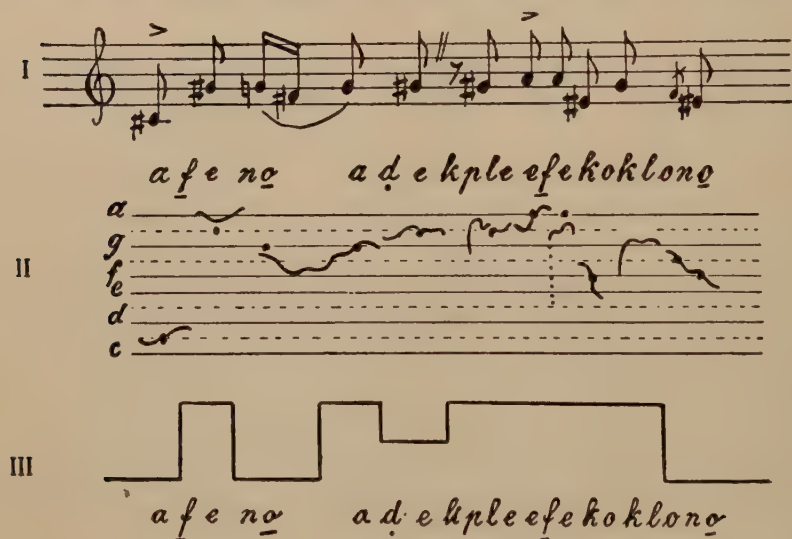


Abb. 3

Subjektive (I), wirkliche (II) und theoretische (III) Tonhöhenbewegungen in einem Ewesatz. I) Ein Bruchstück eines Phonogramms im Ewe wurde abgehört und die Tonhöhen mit den üblichen Noten dargestellt. II) Die Glyphen desselben Bruchstücks wurden von Peters in Kurven umgewandelt und gemessen. Die Punkte entsprechen den Tonhöhen-Bezeichnungen auf I). Auf III) erfolgt die Darstellung der Tonhöhen mit den im Schrifttum der Afrikanisten üblichen Zeichen *tief* *mittel* *hoch*. Insbesondere der Vergleich zwischen II und III ist aufschlussreich: „theoretisch“ ist *no* tief, *de* mittel, *ko* hoch, *klo* hoch und *no* tief, in *Wirklichkeit* ist aber *no* mittel, *de* hoch, *ko* mittel-tief, *klo* und *no* mittel-tief. Es erfolgt also Assimilation.

man versteht sie doch. Ich habe in dieser Hinsicht die erstaunlichsten Dinge erlebt. Der Ewe versteht es, sich auf den einfältigsten Europäer einzustellen". Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, dass Peters bereits 1916 die Glyphen einer Ewesprachplatte in Kymographionkurven umwandelte und die Tonhöhenbewegungen mass. Zum ersten Mal wurde hierdurch gezeigt, wie sich im Ewe die Tonhöhen beim Sprechen *in Wirklichkeit* verhalten (Abb. 3). Im Anschluss an Peters unterschied Meinhof 1916 zwischen theoretischen und empirischen Tonhöhen und schloss mit der Bemerkung: „Es bleibt zu ergründen, warum die Eingeborenen im gegebenen Fall von der Tonlage abweichen, in der sie eigentlich sprechen müssten, wenn man die Töne der Wurzeln zu Grunde legt. Ich halte es für möglich, dass in vielen Fällen, wenn auch nicht immer, das Bestreben vorliegt, einen musikalischen Kontrast in einer kurzen Phrase zum Ausdruck zu bringen" (S. 94). Auf meine weitere Frage, ob ein Ewe bei starkem Hörverlust noch imstande sei, das Gesprochene zu verstehen, antwortete Prof. Westermann, „der Kontext wird ihm immer zu Hilfe kommen". Diese Äusserungen beziehen sich nur auf das *mit sonorer Stimme* erfolgende Sprechen, sie lassen aber annehmen, dass im Ewe eine Verständigung auch beim Flüstern möglich ist.

Dank der Freundlichkeit des Herrn Prof. Franke, Ordinarius für Sinologie in Hamburg, und seiner Gattin, einer hochgebildeten, die nordchinesische Umgangssprache im Tientsin-Dialekt als ihre Muttersprache sprechende Dame (Vp. A) war es mir möglich, folgenden Versuch für das Chinesische anzustellen. Der Versuch wurde dadurch vervollkommenet, dass der Kollege eine zweite Dame (Vp. B), die, obwohl in Hang-chou aufgewachsen, eine gute nordchinesische Aussprache hat, und einen Herrn, der zwar nur als Hörer mitwirkte, in Shanghai aufgewachsen ist und ein leidlich gutes Nordchinesisch spricht, mitbrachte.

Vp. A sprach ins Mikrophon die Worte Ch'uang¹ Hu⁴ und hierauf den Satz Shêng¹-huo² shih⁴ k'un⁴nan²-ti. Vp. B. sprach zunächst die Worte Chên¹ chin¹, mai³-mai⁴, und dann den Satz Huan²-ching⁴ shih⁴ tzü⁴-ko⁴-êrh tsao⁴-ch'êngt²-ti. Ergebnis: bei Vp. A identifizierten die Abhörer des Tonbandes die einzelnen Worte nicht, obwohl sie ihnen mehrmals vorgeführt wurden, den Satz dagegen erkannten sie gleich nach der zweiten Vorführung wieder. Bei Vp. B wurde das erste Wort nicht identifiziert, dafür aber das zweite sofort, was dadurch zu

erklären ist, dass es laut und deutlich geflüstert worden war, sodass ich selbst (wahrscheinlich in Anlehnung an das deutsche Wort „Mai“) es ohne Schwierigkeiten niederschrieb. Aus dem Satz konnten die Abhörer zuerst überhaupt keinen Sinn enträtseln, erst allmählich, nachdem er vier bis fünfmal wiederholt worden war und die Abhörer Wort für Wort den Sinn mühsam herauskombiniert hatten, wurde der Satz endlich wiedererkannt.

Dieser Versuch zeigt, dass die Sachlage nicht so einfach und so günstig ist, wie der Missionar behauptete und weiter, dass im Chinesischen das Verstehen von Geflüstertem nicht leicht vor sich geht, auch dann nicht, wenn, wie es der Fall bei meinem Versuch ist, die Abhörer hochgebildet und an dem Ergebnis interessiert sind.

Jedenfalls und grundsätzlich betrachtet lässt sich die Tonhöhe im geflüsterten Wort nicht heraushören, denn sie kommt beim Flüstern überhaupt nicht zum Ausdruck, und was nicht vorhanden ist, kann auch unmöglich perzipiert werden. Anders steht es mit der Apperzeption, d.h. mit einer Verständigung beim Flüstern, denn sie kann — obwohl nicht immer — durch Erraten aus dem Kontext, durch Kombinieren, also nur im Satz erfolgen. Mutatis mutandis geschieht dabei etwas Ähnliches wie beim „Ablesen vom Munde“ seitens der Gehörlosen oder Schwerhörigen. Stellt man nämlich dabei abrupt eine Frage, die in keiner Beziehung zu der jeweiligen Gedankenkonstellation des Befragten steht, so wird die Frage selten verstanden, erfolgt sie dagegen bei einer inhaltlich zusammenhängenden Unterhaltung, so wird sie aus dem Kontext erraten. Grundsätzlich betrachtet ist also das Abnehmen der Ohrenbeichte im Chinesischen auch beim Flüstern wohl möglich, zumal dabei Frage und Antwort aus naheliegenden Vorkommnissen entstehen und mehr oder weniger stereotypen Inhalt aufweisen. Es bleibt aber immer noch die Frage offen, *ob beide Parteien wirklich flüstern.*

ZUSAMMENFASSUNG

Flüstern ist ein völlig aphonischer Vorgang. Tritt beim Flüstern auch die geringste Spur von Stimme auf, dann handelt es sich nicht mehr um Flüstern. Ein „stimmhaftes Flüstern“ ist also eine *contradictio in adiecto*, wie z.B. ein „stimmhaftes h“ oder ein „stimmhafter Schnalz“.

Das Flüstern steht zur Stimme etwa wie ein Schattenbild zum Portrait,

denn es lässt wie dieses einiges, aber nicht alles erkennen. Beim Flüstern sind nur Klangfarbe, Dauer und Stärke hörbar, die Tonhöhe dagegen nicht.

Die Nichtbeachtung dieser Tatsache hat bei den Bestrebungen, geflüsterte Tonhöhen mit Hilfe des Gehörs zu erforschen, zahlreiche Irrtümer hervorgerufen und zu falschen Schlüssen geführt: „Die Bestimmung absoluter Tonhöhen an geflüsterten Vokalen erscheint mir mit ausserordentlichen Fehlerquellen behaftet; man ist namentlich bei Beobachtungen an sich selbst der Autosuggestion sehr ausgesetzt. . . .“ (Nagel, 1906—07, S. 774).

Ein „Singen“ beim Flüstern kommt überhaupt nicht zustande. Für den Flüsterer beruht es auf Autosuggestion. Kennt der Hörer den Text, so wird er durch diesen an die ihm schon bekannte Melodie *erinnert*. Dass er die Melodie in Wirklichkeit als solche nicht perzipiert, wird dadurch bewiesen, dass er den „gesungenen“, vom Magnetophon zu Gehör gebrachten Text für *gesprochen* hält. In Sprachen, bei denen die Tonhöhen semantisch eine nebensächliche Rolle spielen, steht einer Verständigung beim Flüstern nichts im Wege.

In den sogenannten Tonhöhen Sprachen ändert sich die Sachlage. Im Ewe und im Nordchinesischen scheint der Schluss berechtigt, dass eine Verständigung beim Flüstern in mehr oder weniger langen Sätzen mit zusammenhängendem Inhalt zustande kommen kann, dagegen bei isoliert gesprochenen Wörtern ist sie so gut wie ausgeschlossen oder sie erfolgt nur zufällig.

Die verschiedenen hier angeführten Versuche lassen Meinhofs „theoretische“ Tonhöhen als eine Fiktion und die „empirischen“ als ein realgültiges Vorstellungsgebilde erscheinen. Das führt zu der Frage, ob den fiktiven Tonhöhen die ihnen bisher zuerkannte semantisch ausschlaggebende Macht zusteht. Die Frage ist berechtigt, denn z.B. im Ewe ist bei völliger Vernachlässigung der „theoretischen“ Tonhöhen eine Verständigung doch möglich. Mancher Skeptiker könnte folglich den Tonhöhen jede Existenzberechtigung in semantischer Beziehung absprechen.

ERGÄNZUNG WÄHREND DER DRUCKLEGUNG:

Dank Prof. Grootaers (Loewen) erfahre ich, daß auch nach P. Piet (Zur Tonität der nordchinesischen Mundarten, Wien, 1950) in China die Beichte flüsternd erfolgt. P. Piet erklärt das, wie folgt: „Wenn also hier die Stimm lippen auch keine Töne erzeugen, so treten jedoch Luftschwingungen an ihre Stelle, die tatsächlich geeignet sind, den richtigen Eindruck eines Wortmelos [t] zu wecken, und wir sind so mitberechtigt, dabei von geflüsterten Tönen [t] zu sprechen“ (S. 97). P. Piets Deutung hält der Kritik nicht stand. „Geflüsterte Töne“ sind eine *contradictio in adiecto*, sie kommen in der Lautsprache mit *vox aphona* nicht vor, können daher auch kein *wort melos* wecken. Wenn in Tonhöhen Sprachen eine Verständigung erfolgt, so ist das der unumstößliche Beweis dafür, daß bei ihnen den Tönhöhen nicht diejenige semantisch unerläßliche Aufgabe zukommt, die ihnen allgemein zugeschrieben wird.

Prof. Chao Yuan Ren erklärte neulich in Hamburg das Sichverständigen

beim Flüstern im Chinesischen wie folgt: An die Stelle der Stimmhöhenveränderungen tritt z.T. Veränderung des subglottalen Druckes, z.T. leichte Änderung der Farbe, oder beide miteinander.

Ein junger Ewemann, der stud. med. W. A. Kwaku, bestätigte mir vor einigen Tagen, daß man sich im Ewe flüsternd verständigen kann, es sei allerdings am Anfang etwas schwierig.

Bereits 1948 hat K. L. Pike in seinem Werk "Tone Languages (University of Michigan Press) die Frage gestellt "cane one whisper tonemes?" Das Werk konnte ich nicht einsehen.

Hamburg, Lottbektal 17—19

G. PANCONCELLI-CALZIA

BIBLIOGRAPHIE

- MEINHOF, C., Theoretische und empirische Tonhöhen im Ewe. Vox, 1916, S. 91—94.
- MILLER, CHARLES B., An experimental-phonetic investigation of whispered conversation, considered from the linguistic point of view. Dr.-Diss. Hamburg, 1934.
- NAGEL, W., Physiologie der Stimmwerkzeuge. In „Handbuch der Physiologie des Menschen“, hrg. von W. Nagel, Braunschweig, 1906—07, Bd. 4, 2. Hälfte, S. 691—792.
- PETERS, W. E., Tonhöhenkurven einer grammophonischen Aufnahme der Ewe-Sprache. Vox, 1916, S. 57—81.

LES TEMPS DU FRANÇAIS *)

Résumé

M. Sten est sceptique à l'égard des systèmes, des règles et de la notion de non-marqué, mais défend la possibilité de rendre sémantiquement compte des temps verbaux par le temps physique. Le point de vue systématique est une simplification: les temps composés et leurs emplois s'expliquent par l'analyse en verbe simple + participe passé, le futur et le conditionnel ont des fonctions en commun, le conditionnel et l'imparfait également, etc. En soumettant les faits qui s'y opposent à une interprétation, on constate que l'emploi des temps se conforme, en dépit des apparences, à certaines règles. L'emploi du présent n'obéit à aucune règle, ce qui prouve sa nature non-marquée. Une fois les fonctions des temps établies, plusieurs descriptions sémantiques en sont possibles. Il faut préférer celle qui est la plus générale, ce qui n'est guère le temps physique.

La première chose qui saute aux yeux est la grande utilité du nouveau livre de M. Sten. Avec une abondance d'exemples empruntés à la langue la plus moderne (Sartre et Saint-Exupéry sont les auteurs le plus fréquemment cités), voici une description méticuleuse de toutes les constructions et de toutes les nuances possibles des temps en français. A l'aide d'un index détaillé on pourra tout de suite trouver les matériaux nécessaires à l'étude de n'importe quel tour ou sens dans le domaine des temps. Nous signalerons tout de suite comme spécimens d'analyse approfondie l'étude des indications scéniques et des constructions avec *depuis*.

Or, l'ouvrage de M. Sten a encore un mérite, celui de soulever une série de questions de principe. En les discutant dans son style accoutumé de polémique spirituelle, l'auteur incite ses lecteurs à prendre position. C'est ce que nous allons essayer de faire à propos de quatre grands problèmes.

I. LE PROBLÈME DU SYSTÈME

En tant que forme flexionnelle, la catégorie du temps appartiendrait, d'après l'auteur, en propre au verbe. L'affirmation est probable-

*) A propos de H. Sten: *Les temps du verbe fini (indicatif) en français moderne* (Det Kongelige Danske Videnskabernes Selskab, Historisk-filologiske meddelelser, bind 33, nr. 3). Copenhagen 1952, 264 p.

ment trop absolue. Il y a des langues américaines où les substantifs ont une flexion temporelle.

Comme il ressort du titre de l'ouvrage, M. Sten ne traite que des temps du verbe fini, ce qui peut paraître une banalité, puisque la flexion temporelle n'existe que là. Néanmoins, le titre est un peu illogique. Nous ne pensons pas au fait que l'ouvrage est une étude non seulement des temps, mais aussi des aspects, car, enfin, il n'y a pas d'inconvénient à appeler temps les formes verbales réunissant les oppositions d'aspect et de temps. Mais étant donné que l'auteur consacre plusieurs chapitres aux temps composés, il faut probablement reconnaître que le participe entre aussi dans le plan de son étude.

Quoi qu'il en soit, le participe pose l'un des grands problèmes du système verbal. Et tout d'abord : est-ce une forme temporelle ou aspectuelle? Pour M. Sten, c'est un participe passé: le futur antérieur est le prétérit du futur, le passé antérieur est un passé du passé, etc. Mais la notion de *participium perfectum* ne rendrait-elle pas mieux compte des sens et des emplois des temps composés, le sens de passé étant secondaire à celui d'aspect perfectif?

Abstraction faite de ces temps composés, le participe ne semble en tout cas pas signifier le prétérit: *il est enchanté, une place ensoleillée*, etc. Et même en ce qui concerne les temps composés, on constate, en lisant les descriptions de M. Sten, que chacun d'eux a deux variantes principales, l'une avec le gens de passé, l'autre avec le sens d'«achevé». Cela est tout d'abord évident pour le passé indéfini. Mais ensuite pour le futur antérieur: «on peut regarder le futur antérieur aussi comme un futur: avec une indication de temps, p. ex. il indique qu'on sera dans la situation d'avoir fait quelque chose» (p. 201). Et pour le passé antérieur: «on insiste sur le fait que l'une des actions est complètement terminée avant que l'autre commence» (p. 214). Et pour le plus-que-parfait: «le plus souvent il y a une différence d'aspect entre les deux actions: le plus-que-parfait semble indiquer des actes plutôt perfectifs, . . . tandis que l'imparfait fournit des fonds de décor» (p. 224).

L'existence d'un participe perfectif semble également appropriée à rendre compte des rapports entre les différentes formes. Le passé indéfini peut remplacer le passé défini, parce que les deux temps contiennent un élément perfectif. Si c'était seulement un participe passé, pourquoi le passé indéfini ne remplacerait-il pas aussi l'imparfait?

Et pourquoi le plus-que-parfait est-il tellement plus fréquent que le passé antérieur? M. Sten refuse, avec raison, d'expliquer cette curiosité entièrement comme un cas particulier du recul du passé défini, puisqu'elle caractérise aussi la langue écrite (p. 217). La cause en est, croyons-nous, que, la nuance perfective étant déjà exprimée par le participe passé, il est superflu de la répéter dans l'auxiliaire, à moins qu'on veuille la souligner pour des effets particuliers: la rapidité de l'action, la concordance des temps.

Enfin, le sens perfectif du participe passé se révèle très nettement dans les constructions avec *depuis*, si magistralement traitées par notre auteur. Dans ces cas, le participe ajoute une nuance d'achèvement et non de passé: *Ils ont franchi depuis longtemps les limites de l'étonnement* (p. 38). *Depuis le vingt juin j'ai perdu six kilos* (p. 40). M. Sten dit que c'est le passé qu'on a en vue dans *j'ai pleuré depuis que nous sommes venus ici* (p. 40), même si les larmes continuent à couler. Je dirais plutôt que le participe indique une action discontinuée en suggérant plusieurs situations où la personne a pleuré. C'est ce que souligne l'adverbe *souvent* dans l'exemple suivant: *Nous avons assez souvent parlé du mariage depuis deux ans, pour que je connaisse vos idées* (p. 38).

Le participe passé étant l'élément commun des temps composés, on aurait pu en étudier la syntaxe dans un chapitre général. Car les temps composés ont des particularités communes d'emploi qui ne sont pas très bien mises en lumière par l'étude successive qu'en donne M. Sten. Je pense avant tout au fait que *après que* semble toujours être suivi par un temps composé.

Les temps composés sont des combinaisons d'un temps simple et d'un participe passé. L'auteur le dit expressément à plusieurs reprises (p. ex. pp. 184, 201, 214). On aurait donc pu les traiter parallèlement aux temps simples, ce qui aurait servi à éviter beaucoup de répétitions à distance: le conditionnel passé a les mêmes emplois que le conditionnel, etc. Mais il faut avouer qu'il y a aussi des raisons pour les étudier séparément: l'emploi du passé indéfini diffère grandement de celui du présent, le domaine du passé antérieur est plus restreint que celui du passé défini, et le conditionnel passé et le plus-que-parfait se distinguent des formes simples correspondantes par leur alternance avec le plus-que-parfait du subjonctif: *s'il l'avait fait, je serais parti* = *s'il l'eût fait, je fusse parti*.

Cette alternance représente l'une des énigmes de la grammaire française. M. Sten rejette avec raison la théorie d'un conditionnel passé deuxième forme, substituable également au plus-que-parfait (!). Mais de quoi s'agit-il au fond? En apparence, d'une identité de valeur entre l'indicatif et le subjonctif, d'un syncrétisme sémantique. La différence stylistique entre les deux constructions permet pourtant de déterminer l'indicatif comme extensif, puisqu'il peut remplacer le subjonctif dans le style littéraire, tandis que le subjonctif ne peut pas pénétrer dans le style parlé.

Cette alternance est d'ailleurs d'une grande importance pour mesurer la valeur de l'imparfait du subjonctif, problème auquel M. Sten ne touche pas, parce qu'il réduit son étude aux temps de l'indicatif. Elle prouve en effet que l'imparfait du subjonctif n'est pas seulement un passé, mais aussi un futur, puisqu'il correspond aussi bien au conditionnel qu'aux formes du passé.

Si M. Sten ne traite pas des temps du subjonctif, il soumet à une discussion serrée le problème de savoir si le conditionnel serait (aussi) un mode. Il souligne l'importance du principe d'après lequel une seule forme ne peut appartenir à deux modes, et il place le conditionnel dans le système de l'indicatif parce qu'il a des emplois nettement temporels (*il savait que tu viendrais*) et parce que ses variantes modales ont des parallèles dans l'imparfait (*s'il le savait il viendrait*) dont on n'a pas voulu faire un mode.

Nous en arrivons maintenant au système des temps simples. Voici les définitions qu'en établit M. Sten:

temps passé	temps présent	temps futur
perfectif: le passé défini	le présent	du présent: le futur
imperfectif: l'imparfait		du prétérit: le condit.

Nous reviendrons plus loin aux définitions sémantiques, qui sont discutables, mais le système en soi semble être d'une justesse évidente. Le seul reproche qu'on puisse adresser à l'auteur est d'en tenir trop peu compte dans la disposition de son travail. Au lieu d'étudier les temps l'un après l'autre, n'aurait-il pas mieux valu consacrer un chapitre à la comparaison entre le futur et le conditionnel, un autre à l'opposition entre le passé défini et l'imparfait? Cela aurait pu éviter beaucoup de répétitions. Il y a même des cas où l'on regrette que l'auteur n'ait pas fait entrer en ligne de compte tous les temps à la

fois, par exemple celui des indications scéniques, qu'il étudie dans huit chapitres différents.

Les emplois parallèles du futur et du conditionnel sont en effet l'une des preuves décisives de l'appartenance du conditionnel au système de l'indicatif. M. Sten cite une abondance d'exemples d'une part du futur et du conditionnel au sens du futur et du futur du prétérit et d'autre part des constructions hypothétiques: le futur après *si* + le présent, et le conditionnel après *si* + l'imparfait. Il y a le futur de politesse (p. 61) et le conditionnel de politesse (p. 91), entre lesquels notre auteur n'établit aucun rapport direct. Et enfin il y a le futur de supposition (p. 61) et le conditionnel de supposition (p. 91). L'auteur n'apporte que deux exemples de ce dernier tour, sans en mentionner l'usage fréquent dans le langage des journaux: *Pour équilibrer son budget, l'Angleterre vendrait des armes à l'Europe et répartirait son programme de défense sur cinq ans* (Aurore 31-7-1952) etc., ce qui me semble vraiment être l'une des rares lacunes du livre (qui en contient évidemment bien moins que ne le dit modestement l'auteur dans son avant-propos).

L'analyse du passé défini peut servir à éclairer celle de l'imparfait. S'il est vrai que c'est l'aspect perfectif (cp. le participe) qui peut avoir le sens non seulement d'achèvement, mais aussi d'antériorité ou de passé, on s'explique que le passé défini soit une espèce de «passé-passé» et que l'imparfait puisse avoir des nuances qui échappent du passé (après *si* par exemple).

M. Sten veut dériver le sens d'irréal que peut ainsi avoir l'imparfait de son sens de passé (p. 137). Cela est peu probable puisque le passé défini n'a pas une variante correspondante. C'est donc plutôt l'élément imperfectif qui crée cette sphère «toncale» dont parlent Damourette et Pichon. Et puisque le conditionnel est également «toncal», il faut se demander s'il ne contiendrait pas aussi un élément d'aspect imperfectif.

II. LE PROBLÈME DES RÈGLES

Avec beaucoup d'humour, M. Sten se raille de «l'esprit de géomètre» (sic, p. 64) qui veut trouver des «règles» (il fait toujours accompagner ce mot par des guillemets) pour l'emploi des temps. Il se plaît à trouver des exceptions à toutes les règles qu'on a proposées. «Il ne

faut jurer de rien», dit-il. Il cite avec enthousiasme la boutade de Brunot: «Le chapitre de la concordance des temps se résume en une ligne: Il n'y en a pas» (p. 116). Il montre que les faits (ce mot n'a jamais de guillemets) font écrouler toutes les règles. Les faits prouvent qu'il n'y a pas de limites aux constructions temporelles, qu'on peut tout dire.

Le problème des règles est en effet intimement lié à celui des faits. Les faits sont certainement capables de torpiller n'importe quelle règle. Mais une réconciliation semble quand même possible, à savoir par l'intermédiaire de l'interprétation. Cette solution n'est pas étrangère à l'auteur, qui écrit dans une note, à propos d'un exemple analysé autrement par M. Brun-Laloin: «ce n'est évidemment pas la première fois qu'on a tiré des conclusions différentes des mêmes faits» (p. 6). Et son livre fourmille d'interprétations les plus judicieuses. Il montre par exemple (p. 25) que dans *On attendait sous peu la cérémonie*, la combinaison de l'imparfait avec *sous peu*, qui marque le futur, n'est qu'apparente, parce qu'il faut interpréter: «on attendait que la cérémonie se fit sous peu».

Notre étude de la question de savoir s'il serait quand même possible de sauver quelques règles concernant l'emploi des temps, pourrait très naturellement commencer par le rôle des compléments adverbiaux. M. Sten les a soigneusement étudiés. Il a par exemple enregistré une foule d'exemples avec *en ce moment*, à *ce moment*. Dans le premier chapitre (p. 11) on a l'impression que l'auteur veut dire que cette locution marque le présent, mais par la suite on apprend qu'elle est également combinable avec le futur (p. 54), le conditionnel (p. 94), le passé défini (p. 113) et l'imparfait (p. 162) de façon qu'il faut finir par constater son indifférence temporelle.

A priori on penserait plutôt à *maintenant* comme indication du présent, d'autant plus que M. Sten a fréquemment recours à la formule Damouretto-Pichonienne *moi-ici-maintenant* pour définir le présent. Pourtant, l'influence de *maintenant* a l'air de porter plutôt sur l'aspect que sur le temps. L'adverbe est facilement combinable avec le présent, l'imparfait (p. 166) et le conditionnel, tandis qu'il ne l'est guère avec le futur et avec le passé défini. M. Sten cite un seul exemple avec le futur: *Quand nous reverrons-nous maintenant* (p. 54) qu'il est enclin à interpréter comme la contraction d'un présent et d'un futur. Un problème important de la syntaxe française est la question de savoir si *maintenant* est compatible avec un passé défini. M. Sten

n'en cite aucun exemple et il y a donc des raisons pour considérer ce mot comme un adverbe imperfectif.

Un autre adverbe qui préfère l'imparfait au passé défini est *déjà*, dont la parenté avec l'imparfait a été soulignée par M. Guillaume et l'est à son tour par M. Sten, qui n'apporte en effet aucun exemple avec le passé défini.

Comme adverbes temporels proprement dits on penserait à des mots comme *hier*, *aujourd'hui* et *demain*. Des adverbes tels que *hier* et *jadis* semblent en effet incompatibles avec le futur, *aujourd'hui*, terme intermédiaire, est probablement combinable avec les trois temps, les exemples de M. Sten ne permettent pas d'en juger. Il est plus regrettable encore qu'il ne se soit pas occupé de *demain*, qui pose un problème intéressant. Les faits sont nets: il y a beaucoup d'exemples du type *Il m'a dit qu'il vous attendait demain*. Mais il faudrait contrôler dans quelle mesure une autre interprétation serait possible. Elle le sera si tous les cas de passé + *demain* sont des transpositions au discours indirect (ou au style indirect libre) d'un présent au sens de futur: *il vous attend demain*.

Si nous revenons maintenant aux adverbes régissant éventuellement les aspects, on pourrait s'attendre à ce que des mots comme *souvent*, *quelquefois*, *parfois* dirigent l'imparfait, et des tours comme *pendant* et *durant* + régime, le passé défini. Quant à *quelquefois* et *parfois*, M. Sten ne fait que confirmer cette thèse. En revanche, il a relevé 2 exemples avec *souvent* + le passé défini: *J'entendis souvent parler de ce projet* et *Il y eut souvent carence véritable mais, cette carence même, que signifie-t-elle?* (p. 116). Malheureusement il ne les commente pas, car il faudrait voir si le contexte ne contiendrait pas une limitation temporelle qui justifierait l'emploi du passé défini, comme dans *Il y alla souvent pendant une quinzaine de jours*. Il est en effet évident que le passé défini est parfaitement compatible avec *souvent*, mais généralement à condition d'être soumis à une autre règle, qui l'emporte sur l'influence de l'adverbe itératif.

Inversement, *pendant* et *durant* + régime peuvent être subordonnés à une indication de répétition indéterminée qui régit l'imparfait, ainsi que le montre M. Sten: *Le soleil dispersait sans coup férir ces effrontés hussards nordiques qui devaient durant le jour se cacher dans les bois* (p. 164). Dans d'autres exemples le contexte cité ne suffit pas pour déceler l'indication d'habitude qui s'y trouve probablement:

Je l'observais durant tout le repas (Anatole France en pantoufles), *un travail se faisait en son esprit durant le temps que je l'abandonnais à elle-même* (Gide, *Symphonie*). Dans l'exemple suivant, le dernier imparfait descriptif s'attache, comme les précédents, à la détermination à travers une vie difficile, qui comprend celle de pendant deux hivers: *A travers une vie difficile... il écrivait beaucoup — il éditait Vasari, Ambroise Paré, d'Aubigné, Lamiel. Il devenait vite le seul critique de sa génération. Il enseignait pendant deux hivers à Cambridge* (p. 166).

Pour M. Sten, «ce n'est pas une règle mécanique: on peut choisir entre deux conceptions «Pendant une certaine période de temps on fit un nombre déterminé de fois (ou régulièrement) telle ou telle chose» ou «Pendant une certaine période de temps on avait l'habitude de faire telle ou telle chose»» (p. 134). M. Sten ne cite que deux exemples à l'appui de sa thèse. Dans les deux cas, le complément limitatif est séparé de son verbe par une proposition subordonnée à l'imparfait, ce qui aurait pu influencer la construction: *Pendant des mois, et des années, ces savants, qui étaient la nuit des soldats de la liberté, trouvaient encore, le jour, l'énergie d'être des chercheurs de la science pure*.

Enfin, signalons les fines analyses que donne notre auteur de l'emploi des deux aspects avec *jusque, toujours* et *jamais*.

Passons maintenant aux conjonctions. Aucune des conjonctions simples, *que, si, quand, comme*, ne semble avoir une influence décisive sur le temps ou l'aspect de la subordonnée. Et pourtant, Sandfeld (Prop. sub. p. 268) a établi une règle d'après laquelle *quand* + l'imparfait serait incompatible avec un passé défini en principale, et *comme* + le passé défini incompatible avec un imparfait en principale. On s'étonne que M. Sten ne fasse pas mention de cette règle, et qu'il regarde même les exceptions comme courantes: «On connaît suffisamment les possibilités de combiner *quand* + l'imparfait avec un passé simple» (p. 172). Il est regrettable qu'il n'en cite qu'un seul exemple: *Le lendemain matin, l'officier descendit quand nous prenions notre petit déjeuner dans la cuisine*. Il est vrai qu'il le cite à deux reprises (p. 121 et 172).

Renforcées par d'autre particules, les conjonctions peuvent avoir une influence très nette sur leurs subordonnées. *Comme si* et *même si* exercent une direction à la fois temporelle et aspectuelle. On sait que ces deux locutions conjonctives sont généralement suivies de l'imparfait. On a même dit qu'elles régissaient le passé. M. Sten montre qu'il

n'en est rien, en citant des exemples de *comme si* + le présent: *je veux le soigner tout comme si c'est mon enfant* (p. 140). Il aurait pu en faire de même avec *même si*: *Il y a des régions où les chasses sont si coûteuses que le propriétaire, même s'il est riche, n'en peut faire seul les frais* (Sandfeld, Sub. p. 381). Cela n'est pas si étonnant, parce que le présent, temps neutre, peut pénétrer dans n'importe quelle construction. Il faudrait formuler la règle un peu autrement et dire que les deux locutions sont incompatibles avec le futur (le futur et le conditionnel). Cela paraît évident pour *même si*. Sandfeld et M. Sten citent quelques exemples de *comme si* + le conditionnel, les uns appartenant à la langue populaire, les autres au style ironique. Dans ce dernier cas, il semble s'agir d'une contraction d'un imparfait et d'un futur: *Le prêtre, dit un lieu commun très misérable, est le médecin de l'âme, comme si le prêtre ne devrait pas guérir, du même coup, l'âme et le corps* (p. 84) «comme si on ne savait pas que le prêtre devra. . . ».

D'autre part, nos deux locutions régissent l'aspect imperfectif, c'est-à-dire, puisque le futur (le conditionnel) est exclu, l'imparfait. Il n'y a pas d'exception pour *comme si*. Il y en a pour *même si*, qui peut être suivi d'un passé défini au sens d'un passé indéfini (Sandfeld: Sub. 381—82): *Même si elle ne fut pas ce qu'elle aurait dû être, vous devriez la bénir et la remercier, cette jeunesse*. Il faut donc conclure que *même si* régit le passé (et le présent) et que *comme si* dirige à la fois le passé (et le présent) et l'aspect imperfectif, donc l'imparfait (ou le présent).

M. Sten cite avec *quand même* exclusivement des exemples au conditionnel. L'imparfait est aussi possible, bien que Sandfeld (Sub. p. 381) n'en cite qu'un seul exemple: *Le chandelier qui mêlait de la graisse de vache au suif de mouton, le chapelier qui mêlait de la soie au castor, quand bien même ils annonçaient loyalement au public un produit nouveau et moins coûteux, étaient frappés de grosses amendes*. La locution dirige donc l'aspect imperfectif.

Quant aux «conjonctions» formées de prépositions + *que*, nous avons déjà parlé de *après que* + temps composé.

Il n'y a pas de concordance des temps, d'après M. Sten (et Brunot). Il me paraît malgré tout possible d'en sauver quelques traces même en français moderne.

M. Sten se plaît surtout à prouver le non-fondé de la thèse de Damourette et Pichon d'après laquelle un prétérit régirait l'aspect imper-

fectif (imparfait ou conditionnel) dans une proposition complétive ou interrogative. Et il a certainement raison dans une très grande mesure. Tout d'abord il ne faut pas s'étonner que le présent, temps neutre, puisse s'introduire là comme partout ailleurs: *Est-ce le même qui prétendait que le cerveau sécrète la pensée comme le foie la bile* (p. 13). Le critère décisif sera si l'on peut avoir le futur ou le passé défini après un véritable passé (imparfait ou passé défini). Les exemples qu'en cite M. Sten sont peu nombreux et ne sont pas tous probants. Prenons d'abord les propositions complétives. Un seul exemple de futur: *Vous saviez bien que je ne le pourrai pas* (p. 64). M. Sten suggère lui-même une raison spéciale de ne pas y mettre le conditionnel: un *pourrais* serait capable de prendre la nuance modale. D'autre part on peut rappeler que la plupart des Français ne font pas de distinction dans la prononciation entre *pourrai* et *pourrais*. La même remarque s'impose à propos d'un exemple, du même auteur, de juxtaposition entre l'imparfait et le futur: *Ils ont compris que je n'étais plus leur chef, que je ne les mènerai plus chercher rien* (p. 64).

Trois exemples avec le passé défini, mais tous au sens de plusque-parfait: *Plus tard... il s'avoua que dix pages de Nietzsche mal comprises le décidèrent* (p. 117). L'exemple le plus convaincant (*Il arriva que je le rencontrai*) est tiré de Littré, ce qui le rend déjà moins convaincant.

Néanmoins, les derniers exemples suffisent peut-être pour prouver qu'il y a des exceptions dans les propositions complétives. Nous croyons que la règle a beaucoup plus de chances de rester valable dans les propositions interrogatives, où il s'agit toujours du contenu d'une déclaration. M. Sten ne cite aucun exemple ni avec le futur ni avec le passé défini. Je viens moi-même d'en relever un avec le futur: *Latour a expliqué que l'expérience internationale dont Bozon avait besoin «ne pouvait pas s'acquérir dans des rencontres avec des seconds plans» mais avec Oyakawa «et qu'il ne voyait pas comment Bozon aura l'occasion de le rencontrer de nouveau»* (Aurore 2-8-1952). Jusqu'à nouvel ordre il faut donc croire qu'il existe une règle d'après laquelle il faut mettre à l'imparfait, et non au passé défini, une proposition interrogative subordonnée à un passé.

S'il s'agit dans cette construction d'un temps régissant un aspect, nous croyons qu'il y a aussi des cas de concordance temporelle proprement dite, d'accord parfait entre une proposition principale et une proposition subordonnée. En premier lieu si la subordonnée est

introduite par *dès que*, *tant que* ou *aussitôt que*. Il faut évidemment faire abstraction du participe passé qui est absent ou présent selon le sens à exprimer. Un plus-que-parfait peut pourtant s'accorder avec un passé défini, comme nous l'avons déjà dit, parce que l'auxiliaire exprime le passé et le participe l'aspect perfectif: *C'était un ancien bijoutier parisien qu'un amour immodéré de la navigation et de la pêche avait arraché au comptoir dès qu'il eut assez d'aisance pour vivre modestement de ses rentes* (p. 121). M. Sten cite une seule exception à notre règle: *De ce jour... elle éprouva le besoin de parler de Mme Maillart dès qu'ils se voyaient seuls* (p. 173). Une interprétation ne me semble pas impossible: la proposition temporelle pourrait être subordonnée à l'infinitif *parler* et non au verbe au passé défini.

En second lieu, la construction à *peine... que*. On peut trouver, dans la principale, le présent, temps neutre: *A peine les types étaient-ils partis, que la fermière me sert un repas* (p. 219), et on peut avoir la concordance passé défini — plus-que-parfait que nous venons de mentionner: *Chasle était à peine parti qu'Antoine dut recevoir le tailleur* (p. 219).

Enfin il y a la concordance des aspects, à savoir dans les constructions où l'on met en relief un membre de phrase par *c'est*: *C'est Pierre qui le sait*, *C'était Pierre qui le savait*, *Ce fut Pierre qui le fit*, *Ce sera Pierre qui le fera*, etc. La concordance semble très naturelle puisqu'il s'agit au fond d'une seule proposition qu'on coupe en deux. Pourtant, comme nous venons de le dire, ce n'est pas une concordance des temps, mais seulement des aspects, puisque l'imparfait peut se combiner avec le conditionnel, tous les deux imperfectifs: *C'était d'elle qu'il faudrait d'abord entretenir Bernard* (p. 154). En français, par opposition à l'espagnol par exemple, le présent, temps neutre, se combine de façon caractéristique avec n'importe quel temps et aspect: *C'est alors que je fis un signe à Jacques* (p. 47) etc. Compte tenu de cet emploi extensif du présent, presque tous les exemples de M. Sten confirment notre règle. Il ne cite que deux exceptions. Primo: *Était-ce bien là pourtant ce qui le fit changer de ton?* (p. 155). Or, en y regardant de plus près, on constate que la construction en est différente, elle aussi, puisque le sujet n'est pas *ce*, mais *cela*. Secundo: *Ce fut au début de 1942, peu de temps après l'arrestation de Decour que Claude Morgan se chargeait d'aider à la mise au point des Lettres* (p. 108), qui est en effet un exemple embarrassant.

Le scepticisme de M. Sten à l'égard des règles se reflète dans la disposition de son ouvrage. Il commence chaque chapitre par une étude sémantique générale du temps en question pour procéder ensuite aux «règles» spéciales. C'est d'ailleurs l'ordre traditionnel, mais M. Sten dit expressément que c'est une méthode qui a des avantages (p. 56).

Nous préférierions l'ordre inverse. Nous croyons qu'on obtiendra une description plus objective en commençant par une recherche des rapports fonctionnels entre les temps et les autres morphèmes dans les phrases. Une fois ces rapports déterminés, on aura une base plus solide pour entreprendre la description sémantique qui, autrement, courra le risque de devenir très subjective.

Il est intéressant que M. Sten procède en ordre inverse là où il s'agit pour lui de prouver la place systématique d'une forme, à savoir du conditionnel (p. 71). Et je suis totalement d'accord avec lui quand il assigne comme premier devoir au grammairien «d'étudier quelles sont les fonctions des formes linguistiques» (p. 80).

III. LE PROBLÈME DE L'EXTENSION

Les notions de *marqué* et de *non-marqué* jouent un grand rôle dans la linguistique moderne. Elles ont leur origine dans la phonologie pragoise, créées probablement par Roman Jakobson, en connexion étroite avec la thèse de l'universalité des oppositions binaires privatives. Appliquées d'abord aux systèmes phonologiques, M. Jakobson s'en est servi ensuite pour décrire des systèmes morphologiques, notamment les cas et les catégories verbales. Sous cette forme, la théorie est essentiellement sémantique. La forme marquée est définie par une notion explicite, la forme non-marquée est définie par zéro. La forme non-marquée peut sémantiquement remplacer la forme marquée. M. Jakobson définit par exemple le prétérit par le passé et le présent comme non-marqué. Le présent historique peut supplanter le prétérit.

M. Sten fait la critique de cette théorie et surtout de l'interprétation du présent historique, qui est, dit-il (p. 33), loin d'être un temps incolore et neutre, mais au contraire une forme subjective, fortement chargée de sens. Il cite également d'autres cas où le présent produit un effet sémantique très marqué, par exemple dans une complétive subordonnée à un passé (p. 14).

Je partage le scepticisme de M. Sten à l'égard de la théorie jakobsonienne sous sa forme purement sémantique. Mais je crois qu'on peut la remplacer par une théorie fonctionnelle de l'extension, qui pourra donner des résultats plus sûrs. Au lieu de trouver, à l'intérieur d'une catégorie, un morphème sémantiquement marqué, il faut chercher un morphème intensif, c'est-à-dire dont le domaine d'emploi est restreint, par opposition à un élément extensif (qui correspondra à l'élément non-marqué) qui peut entrer dans un plus grand nombre de constructions.

Or, en parlant, plus haut, des règles, nous venons justement de montrer que le présent est un temps extensif ou neutre, parce que son emploi n'est limité par aucune règle. C'est un temps qui peut s'introduire dans n'importe quelle construction.

Et cela permet à son tour d'expliquer que le présent ait des emplois d'un sens très marqué. Si l'on met le présent dans une construction où l'on s'attend, d'après les règles, à un autre temps, par exemple dans une complétive subordonnée à un passé, son emploi produira un effet particulier. Mais ce n'est pas que le présent soit marqué en tant que tel, c'est plutôt le contraste entre le contexte et le temps inattendu qui en est la cause.

Il en est de même du présent historique, qui produit son effet en se détachant sur les prétérits qui l'environnent.

Il est évident que l'imparfait est extensif par rapport au passé défini. M. Sten a excellemment incorporé ce fait dans sa définition sémantique des deux aspects: passé défini ($\vdash$), imparfait ($\vdash$)—($\dashv$).

En passant, M. Sten touche aussi au problème du rapport entre le subjonctif et l'indicatif. D'après les principes que nous venons d'énoncer, il est évident que le subjonctif est la forme intensive, fortement assujettie à des règles, tandis que l'indicatif est la forme extensive, d'un emploi très libre, et qui peut même empiéter sur le domaine du subjonctif, comme le montre M. Sten (pp. 83, 88), bien que quelques-uns de ses exemples soient douteux. Il donne une série d'exemples «de conditionnel dans des phrases où des règles strictes pourraient exiger le subjonctif», par exemple *Vous croyez que Tournemine accepterait de se charger d'une enfant de sept ans?* Les interrogations à l'ordre direct, exprimées par l'intonation, ne sont généralement pas suivies du subjonctif.

Une des raisons de cet empiètement est que l'indicatif possède

des distinctions temporelles dont le subjonctif est dépourvu: le futur, le conditionnel, le passé défini. Voilà pour nous une nouvelle preuve du caractère extensif ou neutre de l'indicatif: il peut se combiner avec plus de morphèmes que le subjonctif. Nous tirons donc de ce fait une conclusion exactement contraire à celle de M. Sten, pour qui «le subjonctif est un mode plus abstrait que l'indicatif. Celui-ci manifeste son caractère concret justement par la grande richesse de formes qui est son propre» (p. 69).

IV. LE PROBLÈME DE LA SÉMANTIQUE

Dans son Introduction M. Sten regrette de n'avoir pas en français la distinction anglaise entre «time» et «tense», mais sa théorie consiste à définir les «tenses» par «time». Exception faite de l'opposition entre le passé défini et l'imparfait, M. Sten définit toutes les formes verbales par le temps physique. Il considère comme fondamental le sens temporel, par rapport auquel il veut chercher la filiation des autres sens. D'une part il y a des sens dilatés, et d'autre part des sens métaphoriques.

Arrêtons-nous un instant pour faire l'éloge des fines analyses que donne M. Sten des sens dilatés, surtout du présent dans *Vous descendez, Monsieur* (dans le Métro) (p. 27), *Je sors de l'ambassade* (p. 31), *je demeure à Paris depuis deux ans* (p. 36), mais aussi de l'imparfait dans *il se noyait* (p. 25).

Par «filiation», M. Sten entend filiation historique (p. 7). Mais à propos du conditionnel, dont il veut dériver le sens modal du sens temporel, il reconnaît, sous l'influence de la thèse de M. Wagner, qu'on ne peut pas la prouver: «Il semble bien qu'il est complètement impossible de prouver l'antériorité du sens temporel par les textes. Mais est-ce qu'elle ne pourrait tout de même être extrêmement vraisemblable?» (p. 78).

Il n'y a pas de doute pour nous que les temps verbaux servent à exprimer le temps physique. Celui-ci joue un si grand rôle dans notre existence quotidienne qu'il faut bien qu'il y ait des moyens linguistiques pour le refléter. Mais je me refuse à croire que les temps verbaux n'expriment que le temps physique. Ils servent à d'autres fins aussi.

Et s'il est vrai que les autres sens sont coexistants, dès l'origine, avec le sens temporel, quel avantage y a-t-il à considérer celui-ci comme fondamental?

Une filiation psychologique paraît également douteuse. M. Sten a lui-même des scrupules en élargissant la définition que donnent Damourette et Pichon du présent: *moi-ici-maintenant*, à *moi-ici-maintenant-réel-catégorique*. Je ne sens pas très bien pourquoi ces conceptions seraient étroitement liées entre elles. M. Sten non plus d'ailleurs puisqu'il peut lui arriver de dire à propos du passé défini: «parfois ce temps serait trop catégorique» (p. 164).

Et comment dériver l'idée d'«irréel» de celle de passé (*s'il venait*)? Pourquoi le passé physique serait-il le point de départ de l'idée d'«irréalité»? Au contraire, dirait-on plutôt.

Et comment dériver l'idée de supposition de celle de futur? M. Sten veut faire le pont à l'aide de «on verra, on trouvera sans doute que», mais le futur s'emploie dans ce sens même quand il n'y a aucune possibilité de vérification, par exemple dans un conte (Aurore 2-8-1952) où une vieille sonneuse solitaire est trouvée morte: *Elle aura voulu sonner encore, et l'effort l'aura tuée!*

Il nous paraît plus simple de réunir des sens différents par un dénominateur commun que par la filiation. Le concept d'«évasion» qu'emploie M. Sten (p. 143) peut embrasser ceux de passé et d'irréel, mais il n'est guère dérivable de celui de passé. Une notion comme «probabilité» pourrait peut-être réunir celles de futur et de supposition.

Le grand problème de la sémantique est de savoir où il faut chercher les notions sémantiques. M. Sten a recours au monde physique. Il en est de même de ceux qui définissent les modes par la réalité et par l'irréalité.

Il y a d'autre linguistes qui s'adressent à la logique pour obtenir des concepts appropriés. Tel est le cas de Brøndal. L'avantage de cette dernière méthode est que la logique moderne a incorporé le langage de la physique, qui, à son tour, décrit le monde extérieur.

Les pages précédentes dépassent déjà de beaucoup les cadres d'un compte rendu ordinaire. En prêtant successivement au mot «importance» deux sens différents, nous pourrions peut-être dire que l'importance de ce compte rendu est un témoignage de l'importance pratique et théorique du livre de M. Sten.

THE DEVELOPMENT OF VOWEL PATTERN IN ROMANCE

During the nineteenth and early twentieth centuries, an immense amount of work was done in establishing the main outline and a great number of details of Romance historical grammar, especially phonology. The results of this labor are at present accessible in the standard Meyer-Lübkean and post-Meyer-Lübkean historical grammars.¹⁾ The main problem facing the present-day scholar is not so much that of finding new material (although there is plenty of work to be done along that line, also) as that of re-working the already known facts in the light of recent methodological advances. Not that modern structural linguistics is in conflict with previous methodologies, as some would seem to suggest.²⁾ Rather, it is our task to build on the work of our predecessors—science is cumulative—re-organizing and re-interpreting it where necessary, and meeting the new problems that arise in the course of this task.

In this paper, it is our aim to exemplify one possible type of re-interpretation by examining the over-all development of one aspect

¹⁾ Cf. the works listed in §§ 118—62 and 209—58 of the present writer's *Bibliography of Italian Linguistics* (Baltimore, 1941), and also many others which are not in the fields of Romance or Italian, especially the following:

Densusianu, O.: *Histoire de la langue roumaine*. Paris, 1914 ff.

Entwistle, W.: *The Spanish Language*. New York, 1938.

Menéndez Pidal, R.: *Manual de gramática histórica española*. 5th ed. Madrid, 1925.

Menéndez Pidal, R.: *Orígenes del español*. 3rd ed. Madrid, 1950.

Meyer-Lübke, W.: *Historische Grammatik der französischen Sprache*. Heidelberg, 1913—21.

Nyrop, Kr.: *Grammaire historique de la langue française*. Copenhagen, 1914—30.

Rohlf, G.: *Historische Grammatik der italienischen Sprache*. Vols. 1, 2. Bern, 1949.

Rosetti, A.: *Istoria limbii române*. București, 1938—40.

Tagliavini, C.: *Le origini delle lingue neolatine*. 2nd ed. Bologna, 1952.

Wagner, M. L.: *Historische Lautlehre des Sardischen*. Halle, 1941 (ZRP h. Beiheft nr. 93.)

Williams, E. B.: *From Latin to Portuguese*. Philadelphia, 1938.

²⁾ Cf. G. M. Messing, "Structuralism and literary tradition", *Language*, XXVII (1951), 1—12.

of Romance phonology, the vowel pattern.³⁾ We shall briefly outline the main steps through which the vowel pattern has developed in the various parts of the Romance-speaking world, and shall then discuss the relation between the elements of vocalic structure, and shall present certain conclusions of importance for general linguistics.

As is well known, Proto-Romance⁴⁾ (PRom.) and Classical Latin (CL) go back to a common source, the Latin speech of the middle Republic (ca. 300—200 B.C.), which we may call "Early Classical Latin" (ECL). The vowel pattern of ECL (and of the conservative CL) involved a three-way contrast⁵⁾ in tongue height, between high, mid, and low; a two-way contrast between front and back, applying only to high and mid; and, occurring with all five of the vowel phonemes resulting from the combination of these two contrasts, a contrast between short and long (Figure 1).⁶⁾ There arose allophonic variation in which the long vowels (except /a·/) became tenser than the short vowels (Fig. 2). When, in PRom., the contrast between long and short ceased to be phonemically significant, the formerly allophonic difference between tense and lax acquired phonemic significance

³⁾ Among previous discussions of this topic, we may mention especially H. Lausberg, "Beiträge zur italienischen Lautlehre", *Romanische Forschungen* LXI (1948), 300—23; A. d'Haudricourt and A. Juilland, *Essai pour une histoire structurale du phonétisme français* (Paris, 1949).

⁴⁾ By definition, the common ancestral form of speech out of which all the Romance languages evolved—a composite, obviously, of a number of varieties of Popular Latin speech; cf. the present writer, "The Reconstruction of Proto-Romance", *Language*, XXVI (1950), 6—27.

⁵⁾ We use the term *contrast* here to mean any significant difference between speech-sounds, in much the same sense in which *opposition* is used in European writings on linguistic structure. R. Jakobson (*Symposium*, V [1951], 334) objects to this use of *contrast*, without realizing that, in English at least, *opposition* has a narrower meaning, and in ordinary usage has a connotation of personal hostility. If in English we are going to use *opposition* as a linguistic term at all, perhaps we might do well to re-define it and reserve it for simple two-way ("binary") contrasts, in which phonemes differ with respect only to a single significant feature or phonological component.

⁶⁾ We use the symbol /·/ to indicate vowel length, /^ː/ for tenseness of the tongue muscles, /^ˑ/ for laxness of the tongue muscles, /^ˆ/ for front tongue position and /^{ˆˑ}/ for back tongue position. The use of these, rather than more traditional symbols such as the macron, subscript dot, and subscript hook, is admittedly purely arbitrary, for the sake of typographical convenience in citing them separately and in equating them in visual symbolism.

SCHEMATIC REPRESENTATIONS OF VOWEL PATTERNS

Fig. 1. Latin

$$\begin{array}{cc} i & u \\ e & o \end{array} \left. \vphantom{\begin{array}{cc} i & u \\ e & o \end{array}} \right\} \pm / \cdot /$$

a

Fig. 2. Latin > PRom.

$\begin{array}{l} /i\cdot/ \quad [i^{\wedge}\cdot] \\ /i/ \quad [i^{\vee}] \\ /e\cdot/ \quad [e^{\wedge}\cdot] \\ /e/ \quad [e^{\vee}] \end{array}$	$\begin{array}{l} /u\cdot/ \quad [u^{\wedge}\cdot] \\ /u/ \quad [u^{\vee}] \\ /o\cdot/ \quad [o^{\wedge}\cdot] \\ /o/ \quad [o^{\vee}] \end{array}$
$\begin{array}{l} /a\cdot/ \quad [a^{\wedge}] \\ /a/ \quad [a] \end{array}$	

Fig. 3. PRom.

$$\begin{array}{cc} i & u \\ e & o \end{array} \left. \vphantom{\begin{array}{cc} i & u \\ e & o \end{array}} \right\} \pm / \wedge /$$

a

Fig. 4. PContRom.

$$\begin{array}{cc} i & u \\ e & o \end{array} \left. \vphantom{\begin{array}{cc} i & u \\ e & o \end{array}} \right\} \pm / \wedge /$$

a

Fig. 5. PItWRom.
(‘VL’), Italian
$$\begin{array}{cc} i & u \\ e & o \end{array} \left. \vphantom{\begin{array}{cc} i & u \\ e & o \end{array}} \right\} \pm / \wedge /$$

a

Fig. 6. Sardinian,
Castilian
$$\begin{array}{cc} i & u \\ e & o \end{array}$$

a

Fig. 7. PGRom.

$$\begin{array}{cc} i & u \\ e & o \end{array} \left. \vphantom{\begin{array}{cc} i & u \\ e & o \end{array}} \right\} \pm / \wedge /$$

a

ə

Fig. 8. Early OFr.

$$\begin{array}{cc} i & u \\ e & o \end{array} \left. \vphantom{\begin{array}{cc} i & u \\ e & o \end{array}} \right\} \pm / \wedge /$$

a

ə

Fig. 9. Later OFr.

$$\begin{array}{ccc} i & y & u \\ e & \text{œ} & o \end{array} \left. \vphantom{\begin{array}{ccc} i & y & u \\ e & \text{œ} & o \end{array}} \right\} \pm / \wedge /$$

a

ə

Fig. 10. Roumanian

$$\begin{array}{ccc} i & i & u \\ e & \text{ə} & o \end{array}$$

a

Fig. 11. Haitian Creole

$$\begin{array}{cc} i & u \\ e & o \end{array} \left. \vphantom{\begin{array}{cc} i & u \\ e & o \end{array}} \right\} \pm / \sim /$$

a

Fig. 12. EModFr.

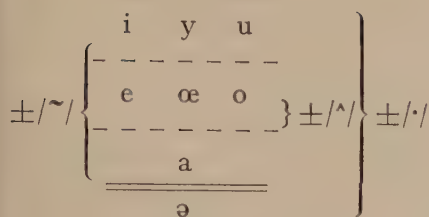


Fig. 13. 19th Cent. Fr.

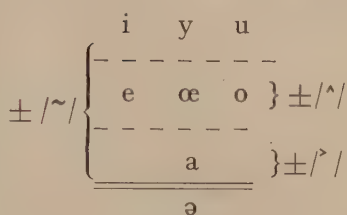


Fig. 14. Mid-20th Cent. Fr.

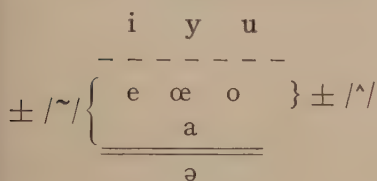
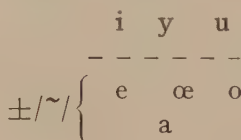


Fig. 15. Future French?



in stressed vowels ⁷⁾, but applied, naturally, only to those four vowels for which it had developed (Fig. 3), thus giving the “nine-vowel” pattern familiar to us from our elementary manuals of Romance phonology. ⁸⁾ Subsequent reductions in the phonemic inventory were brought about through the merger of /i/ and /e[^]/, and then that of /u/ and /o[^]/, giving (as is universally recognized ⁹⁾) first an “eight-vowel” and then a “seven-vowel” system. These two patterns can be re-analyzed as involving essentially a reduction in the applicability of the contrast between tense and lax, first to three of the five basic vowel phonemes (Fig. 4) and then to only two, the mid vowels (Fig. 5). At this latter stage, we have reached the well-known “seven-vowel” pattern of “Vulgar Latin”, or, more exactly, Proto-Italo-Western Romance, which underlies all later developments in Italian and in Western Romance.

Subsequent changes have been in one or both of two main direc-

⁷⁾ As pointed out by d'Haudricourt and Juilland, *Essai* 201, but without an absolutely clear indication that in the intermediate stage the tense-vs.-lax contrast must have been allophonic, not phonemic.

⁸⁾ E.g. W. Meyer-Lübke, *Grammaire des langues romanes*, I, § 26 (New York, reprint, 1923); C. Tagliavini, *Le origini delle lingue neolatine*, p. 187; etc.

⁹⁾ E.g. by Meyer-Lübke, *loc. cit.*; Tagliavini, *op. cit.*, pp. 187—90; etc.

tions: further alteration in the distribution of the tense-vs.-lax contrast, or variation in the dimensions of contrast. For the distribution of the contrast between tense and lax, we may take our examples from the later history of Sardinian, Castilian, and French. In Sardinian, as is well known, the merger of /i/ and /e[^]/, of /u/ and /o[^]/, did not take place¹⁰⁾, but the contrast in tenseness was simply lost altogether, so that Sardinian shows such forms as /píske/ "fish" and /múska/ "fly", continuing P*Rom.* lax high vowels without change. Phonetically, there was still a distinction between [e[^]] and [e^v], [o[^]] and [o^v], but the tense and lax mid vowels were in complementary distribution, the former occurring before a high vowel in the following syllable, the latter elsewhere.¹¹⁾ Mediaeval and early modern Sardinian therefore had a simple five-vowel system (Fig. 6). Later, however, an influx of loan-words from Italian disturbed the complementary distribution of tense and lax mid vowels, bringing them into functional contrast. As a result, modern Sardinian now has a "seven-vowel" system like P*ItWRom.* and Italian (Fig. 5).

Castilian also has, at present, a simple five-vowel system with no contrast between tense and lax vowels. It has arrived at this stage by a different route from that followed by Sardinian, however. For Proto-Ibero-Romance, we must set up a "seven-vowel" system continuing that of P*ItWRom.*, as evidenced by the survival of the tense-vs.-lax contrast in the mid vowels in such varieties of Ibero-Romance as Portuguese and Catalan.¹²⁾ In Castilian, lax /e/ before palatal was raised to /e[^]/ ¹³⁾ and /o/ to /o[^]/ ¹⁴⁾, as shown by their failure to diphthongize, e.g. in /pécho/, O*Sp.* /péchos/ "chest" < P*IbRom.* and earlier /péktus/; /óxo/, O*Sp.* /óžo/ "eye" < P*IbRom.* /ól̥u/ < P*Rom.* /óklu/. All other stressed lax mid vowels were diphthongized, [e^v] to [je^v], [o^v] to [wo^v] > [wa] (or [wə]?) > [we^v]. When this stage was reached, [e^v] and [o^v] occurred only in diphthongs after semi-vowels, [e[^]] and [o[^]] occurred elsewhere. Since tense and lax mid

¹⁰⁾ Cf. M. L. Wagner, *Historische Lautlehre des Sardischen*, pp. 10—11.

¹¹⁾ Cf. Wagner, *op. cit.*, pp. 12, 249.

¹²⁾ Cf. the present writer's "The Unit Phonemes of Brazilian Portuguese", *Studies in Linguistics*, I, 15, 1—6 (1943); and, for Catalan, personal communication from Prof. Juan López-Morillas of Brown University.

¹³⁾ Cf. R. Menéndez Pidal, *Manual de gramática histórica española* § 10.3.

¹⁴⁾ Cf. Menéndez Pidal, *ibid.*, § 13.3.

vowels were now in complementary distribution, the contrast in tenseness was no longer significant anywhere in the vowel system, and there were only five vowel phonemes (Fig. 6).¹⁵)

French likewise started from the seven-vowel system of PItWRom.; in the course of its development, the tense-vs.-lax contrast was extended, in the range of the mid vowels, to the new front-rounded series (cf. below), so that in conservative modern French there has been a contrast not only between /e^ˆ/ and /e/ (e.g. /fe^ˆ/ "fairy" vs. /fe/ "done") and between /o^ˆ/ and /o/ (as in /de^ˆbo^ˆʃ/ "debauch" vs. /de^ˆboʃ/ "some Boches"), but also between /œ^ˆ/ and /œ/ (e.g. /ʒœ^ˆn/ "fasting" vs. /ʒœn/ "young")¹⁶). But at present, the contrast is being lost by more and more speakers¹⁷), at least insofar as it applies to front-unrounded and front-rounded mid vowels; in the more advanced type of speech, [e^ˆ] and [e^ː], [œ^ˆ] and [œ^ː] occur in complementary distribution, and only [o^ˆ] and [o^ː] remain in contrast. There is clearly a long-range trend in present-day French towards the loss of the tense-vs.-lax contrast altogether, and it may well disappear in the course of the next century or two.

Under the other main heading, variation in the dimensions of contrast, come such developments as: the rise of a new series, e.g. that of front-rounded vowels in French and that of back-unrounded vowels in Roumanian; the "phonologization" of nasality in French; and the acquisition of phonemic significance by vowel length in French and some North Italian dialects. In Gallo-Romance, a lax mid central vowel [ə] developed, first as an allophone of /e/ and other vowels in unstressed position, and then acquiring independent phonemic status, probably through re-stressing of such originally unstressed forms as /ǧə/ *jə*, *je* "I"¹⁸); for PGRom., we have to set up an

¹⁵) Cf. G. L. Trager, "The Phonemes of Castillian Spanish", *Travaux du Cercle Linguistique de Prague*, VIII (1939), 217—22; T. Navarro Tomás, *Estudios de Fonología Española* (Syracuse, N.Y., 1946); E. Alarcos Llorach, *Fonología Española* (Madrid, 1950).

¹⁶) Cf. P. Passy, *Les sons du français* § 149.7, 11 (we refer to the third edition, Paris, 1892); Kr. Nyrop, *Manuel phonétique du français parlé*; §§ 84, 97 (Copenhagen, 1902).

¹⁷) Cf. Passy, *op. cit.*, 149.11; A. Martinet, *Phonology as Functional Phonetics*, pp. 35 ff. (London, 1949).

¹⁸) Cf. the present writer's "Old French Phonemes and Orthography", *Studies in Philology* XLIII (1946), 575—85, especially 579.

"eight-vowel" system (Fig. 7). This new phoneme /ə/ has, however, always remained somewhat outside the main vowel scheme in French, not sharing in the developments which have affected the other vowels, e.g. in tenseness, lengthening and nasalization; this anomalous position of /ə/ is probably one of the structural reasons for its instability in modern French, and for the gradual reduction of the positions in which it occurs, so that it, likewise, may well totally lose its phonemic function and disappear before too long¹⁹). But, at least in the early stages, the presence of /ə/ may have been one of the factors in the rise of a new series, the front-rounded vowels, replacing the earlier two-way contrast in tongue position with a three-way contrast: front-unrounded vs. front-rounded vs. back-rounded. An allophonic development of /u/ [u] > [y]²⁰) was later given phonemic status by the shift of /o[˘]/ [o[˘]] > [u] and the development of [aɪ] > [aw] > [o[˘]])²¹). In this way, a high front-rounded vowel phoneme came into the pattern (Fig. 8), but leaving a gap in the new series at the mid vowel level. With the new front-rounded allophone of /u/ [y], the diphthongs /é[˘]u/, /éu/ and /u[˘]é/ must have acquired a front-rounded semi-vowel element [y], and have become first [e[˘]y], [e[˘]y] and [ye[˘]] respectively, and later (with assimilation of the vowel element with regard to lip-rounding) [œ[˘]y], [œ[˘]y] and [yœ[˘]] respectively. The stage was now set for the disappearance of the semi-vocalic element; after this had taken place, the remaining sound, [œ[˘]] or [œ[˘]] respectively, was no longer predictable or analyzable in terms of already existing phonemes, and hence acquired separate phonemic status, symbolizable as /œ[˘]/ and /œ[˘]/ ²²). French now had a full complement of high, tense mid, and lax mid vowels in the three positions, front-unrounded, front-rounded and back-rounded, in addition to /a/ and /ə/ (Fig. 9).

¹⁹) But the occurrence of /ə/ in phrase-final position in contrast with other vowels, as in the 3, sg. masculine direct object pronoun after an imperative (e.g. /rəgardelə/ "look at him!") prevent us from considering /ə/ as having already lost its phonemic significance. A. Martinet (*Word*, V [1949], 20) is therefore anticipating possible future developments, not stating facts as they are, when he denies phonemic status to /ə/.

²⁰) Cf. Kr. Nyrop, *Grammaire historique de la langue française*, I, ch. 10.

²¹) Cf. Nyrop, *ibid.*, I, §§ 240—1; G. Shipman, *The Vowel Phonemes of Meigret*, § 3.58 (Washington, 1953) and references there given in footnote 80.

²²) Cf. the present writer, *Studies in Philology*, XLIII (1946), 578, fn. 5.

Roumanian similarly developed a three-way contrast in tongue-position, though here the new series was back-unrounded rather than front-rounded. The high back-unrounded vowel /i/ developed from several sources, including stressed /a/ before nasal (except /nn/, /mn/) and stressed /i/ after /r/; as soon as double /nn/ simplified to /n/, there was a phonemic contrast between [in] and [an], as in /linə/ "wool" vs. /án/ "year"²³). The presence of a similar high back-unrounded vowel in neighboring Slavic languages may well have played a part in serving as a model for this development, also. The mid back-unrounded /ə/ represents a development, first of all, from unstressed /a/²⁴), which would then have acquired phonemic value through occurrence in stressed position, contrasting with other stressed vowels. (Cf. Fig. 10).

The phonemic status of nasality is often open to question: in many instances where vowels occur nasalized, analysts have interpreted the nasalization as an allophonic variation of a nasal consonant²⁵). In at least two instances, however, modern French and Haitian Creole, vowel nasalization must unquestionably be given the status of a separate phonemic component.²⁶) In the earliest Old French, vowels preceding nasal consonants were allophonically nasalized; when a nasal consonant at the end of a syllable ceased to be pronounced, the nasalization alone remained, but functioned still as an allophone of /n/: into Early Modern French (EModFr.), [kātō] "canton" was still phonemically /kanton/, and [kanətō] "duckling" was phonemically /kanəton/²⁷). But when /n/ came to stand at the

²³) Cf. E. Bourciez, *Eléments de linguistique romane* § 459 (3rd ed., Paris, 1923).

²⁴) Cf. Bourciez, *op. cit.*, § 462.

²⁵) E.g. for Brazilian Portuguese; cf. G. L. Trager's remarks appended to the present writer's "The Unit Phonemes of Brazilian Portuguese", *Studies in Linguistics*, I, 15, p. 6 (1943); and the analysis by David W. Reed and Yolanda Leite presented in K. L. Pike, *Phonemics*, p. 196 (Ann Arbor, 1947).

²⁶) Cf. the present writer's "Nasalization in Haitian Creole", *Modern Language Notes*, LXV (1950), 474—8, especially 475—6.

²⁷) G. L. Trager proposes this analysis (Language, XX 1944, 131) in an article entitled "Colloquial French Verb Morphology"; but, although it is valid for the archaic phonemic system of Early Modern French on which French orthography is based, it will not hold for later, normally spoken stages of the standard language.

end of a syllable again, following the loss of interconsonantal /ə/ (e.g. in Mod.Fr. /kantõ/ [kantõ] "duckling" < /kanəton/ [kanətõ]), and occurred in syllable-final position even after a nasal vowel (as in Mod.Fr. /vëndœ/ "twenty two"), vowel nasality was displaced from its former function as allophone of /n/, and was forced out into independent phonemic status. Since the Middle Ages, however, nasalization has ceased to be applicable to the high vowels, and applies only to the four mid and low vowels (exclusive of /ə/; cf. Figures 12—14). Haitian Creole, in its development from EModFr., lost the front-rounded vowels and /ə/, but inherited phonemically independent nasality. Loan-words from African languages, however, have re-introduced the nasalized high vowels /ĩ/ and /ũ/, e.g. in /pīga/ "take care (lest...)", /ügã/ "voodoo priest", so that Haitian Creole now has a "seven-vowel" system like PItWRom. and Italian, with five basic vowels and the tense-vs.-lax contrast applicable to the two mid vowels, plus a further component of nasality which may occur with any of the five vowels (cf. Fig. 11) ²⁸).

Vowel length has had a chequered history in the Romance languages. In some (e.g. the Central Italian dialects) it is present as an allophonic feature, without phonemic significance, occurring only in stressed free non-final syllable; and this is the situation we must assume also for PGRom ²⁹). But when the conditioning factors are lost, e.g. when a formerly non-final syllable becomes final or when a formerly double consonant that had checked a syllable becomes single and hence no longer checks the syllable, then vowel length under these conditions acquires phonemic status. Thus, in some North Italian dialects and in North Italian dialect speakers' pronunciation of standard Italian ³⁰), we can find a minimal contrast in

²⁸) Cf. the present writer's *Haitian Creole: Grammar, Texts, Vocabulary*, pp. 17—8 (1953; American Anthropological Association Memoir no. 74).

²⁹) For Modern Italian, cf. A. Camilli, *Pronuncia e grafia dell'italiano*, p. 35 (2nd ed., Firenze, 1947); for PGRom., cf. the present writer's *Leave Your Language Alone!*, p. 169 (Ithaca, N.Y., 1950).

³⁰) Cf. Camilli, *op. cit.*, p. 44, no. 50. When d'Haudricourt and Juilland (*Essai*, ch. 3) cite similar phenomena in North Italian dialects (Novellara, Castelnuovo del Monte), no mention is made of the fact that this re-phono-logization of vowel length is of late date, and due to loss of the contrast between long and short consonants, not connected in any way with PRom. or "VL" conditions.

such pairs as /péˆna/ "feather, pen" (< /péˆnna/ [péˆnna]) vs. /péˆ˙na/ "pain, penalty" (< /péˆna/ [péˆ˙na]). At the same time, [eˆ] and [e˙], [oˆ] and [o˙] in these speakers' pronunciation have come to be positional variants of /e/ and /o/ respectively, so that the tense-vs.-lax contrast is lost entirely; we have therefore come full circle, returning to a pattern like that of ECL (Fig. 1).

In French, for the development of OFr. raised and diphthongized vowels, we must assume an allophonic lengthening of vowels in PGRom. free syllables³¹), but there is no evidence that vowel length was ever phonemically significant from PRom. times down to the end of the OFr. period³²). In Middle French, however, vowels in certain positions underwent compensatory lengthening as a result of two processes: (1) the loss of /s/ in syllable-final, pre-consonantal position, e.g. in /pastə/ "paste" > /paːtə/, coming to contrast with /patə/ "paw"³³); (2) the coalescence of /ə/ in hiatus with a following vowel, as in /əaǵə/ "age" > /aːǵə/, or /məyr/ "ripe" coming to contrast with /myr/ "wall"³⁴). At a later stage, /-ə/ after a vowel likewise became /˙/, as in EModFr. /ʃante˙/ "sung" (f.sg., < /ʃanteə/), contrasting with /ʃante/ m.sg. (Cf. Fig. 12)³⁵). But in the last century and a half, long vowels have ceased to occur in positions where they contrast with short vowels, except for /e˙ː/ vs. [e˙] before /t/ and /tr/. One may formulate this remaining contrast in one of two ways, either by considering the component of vowel length as residually significant only in this position, or by treating such a contrast as that between [me˙ːtr] "master" and [me˙tr] "to put" as dependent, not on vowel length, but on consonant shortness, with the duration of the vowel wholly conditioned by that of the consonant.³⁶) Even this remaining possible instance of contrast connected with vowel length is on its

³¹) Cf. the detailed (exposition and tables given in the writer's *Leave Your Language Alone!*, pp. 166, 169.

³²) As suggested, for instance, by d'Haudricourt and Juillard, *Essai*, chapters 2, 3; G. L. Trager, *Studies in Linguistics*, XI (1953), 31—2.

³³) Cf. Kr. Nyrop, *Grammaire historique*, I, §§ 99, 130, 460—3; Shipman, *op. cit.*, § 3.58.

³⁴) Cf. Kr. Nyrop, *Grammaire historique*, I, § 130, 264—9.

³⁵) Cf. Kr. Nyrop, *Manuel phonétique*, § 113, Rem. 1; *Grammaire historique*, I, § 130.1, Rem.

³⁶) The writer is indebted to Prof. Pierre Delattre for data bearing on this point, derived from experimental researches.

way out of modern speech, however, and is already disappearing in many speakers' usage.³⁷⁾

Another outgrowth of the French contrast in length is the dimension of tongue position, front vs. back, as applicable to the low vowel /a/. The short vowel /a/ retained a fronted articulation in EModFr., whereas the long /aː/ developed a back position [aːː]. But the back [aːː] came to occur in syllables where it lost its length: non-final syllables (as in [ãplaːtreː] "to plaster") and in free final syllables (e.g. [paː] "not"); its occurrence coupled with length is by now wholly conditioned by the presence of an element checking a final syllable (as in [paːt] "paste"). There is therefore, in conservative Modern French, a contrast between [a] and [aːː], but it is one, no longer of length, but of tongue position, front vs. back, which we may symbolize by marking back position with /ˑ/ and leaving front position unmarked: e.g. /pat/ "paw" vs. /paˑt/ "paste". We have here a conditioned sound change: when occurring with /a/, EModFr. /ˑ/ > ModFr. /ˑ/, by exactly the same type of process involved in the development of ECL /ˑ/ > PRom. /ˑ/. But this contrast in tongue-position as applied to /a/ is rapidly disappearing in more advanced types of modern French.³⁸⁾ In a century or two, with the disappearance of /ˑ/, /ˑ/ and /ˑ/, modern French, having passed through the stages shown in Figures 13 and 14, may finally have a vowel system like that suggested in Figure 15.

From this rapid survey, we may draw certain conclusions of fundamental importance for historical phonemics. In the first place, it will be noted that some contrasts are more stable and hence presumably more basic than others. The three levels of tongue-height and the two tongue positions which characterize the "five-vowel" system of ECL and PRom. have remained functionally alive in all the Romance languages. They have served as a permanent nucleus, to which, on occasion, accretions of further components (e.g. contrasts in tenseness, tongue and lip position, or vowel length) have taken place; on the other hand, through the loss of all other components, one Romance language or another has from time to time returned to

³⁷⁾ Cf. the present writer's "Colloquial French Phonology", *Studies in Linguistics*, IV (1947), 75, 85, and *French* (Structural Sketches, no. 1), §§ 1.131; 1.521.1 (Baltimore, 1948).

³⁸⁾ Cf. *French* (Structural Sketches, no. 1), § 1.11.

the basic "five-vowel" system (e.g. Castilian, Sardinian). The underlying system remains the same, no matter what further elements may come or go. This fully bears out Sapir's penetrating comments concerning levels of linguistic change, with surface rapidity and mutability overlaying fundamental drifts of much slower nature.³⁹⁾

There are various factors which determine the extension or reduction in the number of additional components. On occasion, a previously allophonic variant may become phonemically significant, or a contrast may be partially or wholly "de-phonologized", through purely intra-systemic developments, i.e. changes in other aspects of the phonological system which affect the distribution of the vocalic component in question. Among the changes discussed in the first part of this paper, we may cite in this connection the raising and diphthongization of OFr. vowels, "phonologized" by the loss of final vowels and consequent checking of syllables which had formerly been free; the merger of /əV/ and pre-consonantal /Vs/ to form /V·/ in Middle French⁴⁰⁾; or the loss of /ʌ/ as applied to mid vowels in Castilian, consequent upon the raising or diphthongization of open /e/ and /o/. On other occasions, it may be an extra-systemic force which introduces or extends a phonological component, by borrowing from either a related dialect or an unrelated language. We have seen an example of this in the re-introduction of /i/ and /ū/ into Haitian Creole through the borrowing of words from African languages; it is of course familiar from other languages as well.⁴¹⁾

A special type of extra-systemic influence is that of a "substratum" or "super-stratum" language. In this case, however, the only kind of influence that can be assumed on a rational level is

³⁹⁾ E. Sapir, *Language*, pp. 165—6, 183—4, 199—200 (New York, 1921).

⁴⁰⁾ We use /V/ to stand for "any vowel phoneme".

⁴¹⁾ For the influence of Spanish on Zoque (an American Indian language of Mexico) in phonological organization, cf. W. L. Wonderly, "Phonemic Acculturation in Zoque", *International Journal of American Linguistics*, XII (1946), 93—5. Similarly, English loan-words have introduced a contrast between voiced and voiceless consonants into Marshallese and other Micronesian languages, in which previously this contrast was phonetic but not phonemic (cf. the present writer's "English Loan-Words in Micronesian Languages", *Language*, XXI [1945], 214—9); and the borrowing of French words with initial /v-/ into Middle English may well have been one of the factors which aided to "phonologize" the contrast between /f/ and /v/ in English.

that of earlier habits of speech—in phonology, earlier habits of pronunciation⁴²). These, on being carried over in a period of bilingualism into a newly-acquired language, can certainly exert an influence on the latter. However, by definition, this influence affects at first only the pronunciation, i.e. the phonetic structure, and not the phonemic organization of the language which is being acquired. A substratum influence may, therefore, remain at the sub-phonemic level for a long time or, indeed, forever, unless changes elsewhere in the system bring its effect into phonemic status. This is the only way in which we can salvage, if at all, the often-championed influence of a Celtic substratum in causing the French development of /u/ to /y/; Celtic itself died out in Gaul in the latter part of the Imperial period, but the effects of a period of bilingualism may have remained in a non-phonemic variant [y] of the phoneme /u/, which would then have acquired phonemic status only much later, when /o[^]/ became [u] (cf. above).

Finally, we can see from the detailed example of the Romance languages the futility of any typological classification, so far as its relevance to historical linguistics is concerned. If we were to classify the Romance languages according to their vowel systems, for instance, we should arrive at a grouping which would put together French and Roumanian; Castilian and Sardinian; Italian and Haitian Creole; and North Italian dialects and Latin. Yet we can see clearly, from well-known historical evidence, that such groupings are at complete variance with the actual genetic relationships; each of these pairs of languages arrived at its present state by a process of convergence, through historically quite independent sequences of events, and in the last pair, the vowel system has returned to its starting point. We should therefore be suspicious of any classification on a typological basis, whether phonological (e.g. by “phonetic similarity”) or morphologico-syntactical (such as “pre-positive” vs. “post-positive” genitive)⁴³).

Cornell University

ROBERT A. HALL JR.

⁴²) Cf. the present writer's “Sostrato e Lingue Créole”, which it is hoped will appear in the *Archivio Glottologico Italiano*, 1954.

⁴³) As suggested, for example, by Father W. Schmidt in numerous publications, and cogently criticized by T. A. Sebeok, “An Examination of the Austroasiatic Language Family”, *Language*, XVIII (1942), 206—17.

ABSOLUTE AND RELATIVE TENSES; EMPATHY IN AFRIKAANS (SOUTH AFRICAN DUTCH)

Summary

Tense categories usually have as absolute point of reference the "moment" in which the speaker is talking. This may be called an objective scheme of time. In Afrikaans (South African Dutch) the scheme is largely "empathic", taking the dramatic moment as point of reference.

Meillet has shown how in various languages at various times the categories of aspect vie with the categories of time and how the oppositions and series shift and form new patterns. "Ce développement, qui se répète sans cesse, montre comment la catégorie expressive et concrète de l'aspect fournit, en perdant par l'usage son caractère expressif et concret, un moyen de rendre la catégorie abstraite du temps" (Ling. Hist. et Ling. Générale, 1948, p. 190).

At the present day many or most of the verb forms in the Germanic and Romance languages are syncretic, combining functions of time, aspect and mood. But even these three notions taken separately are not simple concepts. The concept of time, which is the theme of my essay, can not be regarded as a simple logical or physical datum.

A useful approach to our theme is afforded by Bally's distinction between *absolute* and *relative*: „Les termes d'absolu et de relatif désignent deux types d'associations établies entre deux idées qui se trouvent, par là, ou identifiées ou différenciées. Cette identification et cette différenciation sont généralement quantitatives: grandeur, distance spatiale, intervalle de temps, degrés d'une qualité, etc. L'association est dite absolu quand le terme qui sert de point de comparaison est attaché au sujet parlant (par exemple, le moment ou l'endroit où il parle); elle est relative quand cette norme est extérieure à lui. L'association est le plus souvent implicite dans le premier cas, explicite dans le second (Les notions gramm. d'absolu et de relatif, Psychologie du Langage, Paris, 1933, p. 341).

The absolute is represented by the speaker; the point of reference is the moment in which he is speaking. Even in accepting this provisionally we may point out that various languages may have different divisions

of time. In Bantu languages, as H. P. Blok explains, time is felt spatially. Just as the subject sees in space a fundamental dichotomy of *here* and *not-here* (there) so he can view time as being either *now* (present) or *not-now* (absent). As our concepts of Past and Future are merged for the Bantu speakers into the *not-now* (absent) they can use one word for "yesterday" or "to-morrow" and another word meaning either "the day before yesterday" or "the day after to-morrow". (cf. *Lingua*, Vol III, 3).

But in most European languages there seems to be a time division in three, with the „moment of speaking" as central point of reference for the past and future; the moment of speaking being the present. We can put this in the image of a stream: the future always approaching the present, becoming present and then becoming past. Thus: Past $\leftarrow$ Present $\leftarrow$ Future. Or we can imagine time as a line in which the Present is a fixed point from which we look back at the facts of the Past or forward in expectation of the Future. Thus: Past $\leftarrow$ Present $\rightarrow$ $\rightarrow$ Future.

The actual demarcation between the three divisions is subjective, for the "moment" of speaking is a metaphor, *now* can be a second, a month or many years, and Past and Future are simply the facts and imaginations which lie beyond that territory of the Present. This explains why timelessness and repeated action can be contained in this expanded *now*, this Present which includes Past and Future.

Past, Future and Present are thus mutually limiting concepts, but the Present is the most absolute concept and the other two more relative. Bally recognizes this but remarks that the term "relatif" is usually applied to those tenses which Jespersen calls "subordinate divisions of time", i.e. (a) before-past, (b) after-past, (c) before-future, (d) after-future (Phil. of Grammar Ch. XIX). Jespersen remarks that many languages have a special form for (a) and for (c), e.g. "scripseram" and "scripsero", but that he knows of no language with a form for (b), and that (d) "has chiefly a theoretic interest" and is seldom clearly expressed.

Concluding this brief introductory outline we thus find: the present time is the absolute point of reference; past and future are relative to the present but in other respects absolute; pluperfect, future perfect are relative in the second degree, depending on past and future respectively.

But even in the languages where this scheme of time holds good we find that the "absolute" value of the present tense can be shifted in the so-called *praesens historicum*. Although it is used as a literary device it is really typical of the spoken or vernacular tongue. For this reason Havers is somewhat critical of Jespersen's term "dramatic present". „Von Haus aus handelt es sich hier wohl mehr um ein Ausdrucks- als ein Eindrucks-mittel" (Handbuch der erklärenden Syntax, Heidelberg 1931, p. 153). Especially when recounting his own experience, the narrator relives the occurrences as if they are again happening. The past becomes present in the imagination so that *then* becomes *now* and sometimes *there* becomes *here*. Naturally the narrator in this way plays upon the imagination of the hearer, but the primary factor is in most cases the spontaneous expression of the speaker's feelings and not a studied attempt at effect.

Havers quotes dialects where this emotional style becomes a fixed feature of the language or where some verbs are regularly used in the dramatic present, especially verbs of movement. „Nach Heinze stehen im Altlatein die verba dicendi fast durchweg im Praes. hist.; als überraschende Parallele dazu notiert Spitzer Arch. Rom VIII (1924) S. 362 den Präsensgebrauch von frz. *dit* und *fait*." (op. cit. par. 133).

In the Dutch language in South Africa this use of the praesens for the narrative past developed on such a scale and has become such a fixed of the language that it has radically altered the verb values. South African Dutch based largely on certain dialects of the 17th century drifted further away from the official (European) Dutch during the 17th and 18th century and was almost isolated from Holland through the British occupation in the 19th century. By this time the Imperfect was partly obsolete — as various written documents of this period show. First the weak forms had fallen into disuse and then the strong forms; to-day Afrikaans has only the auxiliaries *was*, ¹⁾ *kon* (could), *moes* (must), *wou* (wanted to), *sou* (would, should) while the forms *had*, *mog* (might), *wis* (knew) and *ag* (thought) are either relicts or disappearing.

In questions and in statements of fact the perfect (= the auxiliary *het* plus perfect participle) is used, very much in the same way as in many of the Germanic and Romance languages, to denote past or per-

¹⁾ The verb "to be" is for convenience grouped with the auxiliaries.

fect. The important difference from most of these languages is the extensive and peculiar use of the praesens in narrative relating to the past. The ordinary praesens historicum does occur but more use is made of what I may call — from the orthodox point of view — a “mixed” style. In this mixed style all indications of time (adverbs, conjunctions etc.) denote the past and imperfects and perfects are used together with praesens forms, e.g. “*Toe* (then) *kom* (comes) daar ’n baasvegter . . . met die naam van Goliat; sy hoogte *was* 6 el en ’n span”. This Bible passage reads in English: “And there went out a champion . . . named Goliath . . . whose height was six cubits and a span”.

Strange though this may sound to the Dutch or English ear it is logically not very different from the use of the praesens for the future, e.g. “The boat sails to-morrow for Nantucket”.

This “mixed” style is decidedly not logical but it is essentially a narrative style, the perfect being used for scientific statements about the past, but this oscillation between praesens and imperfect when used sensitively accurately renders the purpose of the author, in exactly the same way as in which the poet combines dramatic and epic forms in a ballad.

This illustrates the fact that the present tense or praesens does not represent the *absolute* time in Afrikaans, i.e. the speaker’s moment of speech. Instead the present oscillates between the objective *now* and the subjective *now*, between the moment of speech and the moment of occurrence. In factual reporting the present forms relate to the moment of speech, but in literary and imaginative style these forms have a subjective value and often relate to the imagined moment (past, present or future). With this shift of the central point of reference the relative tenses are also shifted. Thus the forms which in factual (objective) style represent *past*, *present* (speaker’s *now*) and *future*, become in the subjective style *before-past*, *imagined present* and *after-past*.

This means that Afrikaans has to a large extent abandoned the absolute present and an objective system for a relative present and an *empathic* system.

The objective system has the *hearer* in mind, the empathic system — if we may call it a system — expresses the *speaker*’s emotional attitude to the stream of time.

This change in Afrikaans has created a new pattern of usage. What I have touched upon in the preceding paragraphs is the usage in indepen-

dent clauses, but the difference between Afrikaans and Dutch is more strikingly illustrated by the usage in dependent clauses. Instead of the congruence of tense forms known as the sequence of tenses in English Grammar we find a dichotomy of Aspects in Afrikaans: the opposition between *simultaneous* and *non-simultaneous* action.

Where English says: "He saw that we *were listening*" Afrikaans has "Hy het gesien dat ons *luister*", literally "that we listen". In this dependent clause "luister" could be called past tense because it is simultaneous with the form "het gesien" in the governing clause. Quite logically then the perfect form "geluister het" in the dependent clause "dat ons geluister het" is equivalent to the English pluperfect because it denotes anterior action. In the dependent clause the tense of the verb forms depends on the tense in the governing clause: *praesens forms for the simultaneous, perfect forms for the anterior action*.

At this stage I must point out that the distinction between dependent and independent clauses does not coincide exactly with the conventional grammatical values but are more in accordance with the views of prof. A. W. de Groot in *Structurele Syntaxis* (Den Haag, 1949). The "independent clause" is a separate purpose unit, the "dependent clause" is a segment of a purpose unit. Thus noun clauses, restrictive adjective clauses and other clauses introduced by conjunctions meaning *when, while, whenever, as if* obey the rule of simultaneous action but not clauses of reason, concession, condition etc. Thus: "Hy het gewag terwyl ons *praat*" (= He waited while we talked), but: "Hy het gewag omdat ons *gepraat het*" (= He waited because we were talking).

In the dependent clause the praesens of ordinary verbs occurs in the same clause with the imperfect of auxiliary verbs, both expressing exactly the same time, e.g. "As die kole koud *was* en die rokie *slaat* af grond toe . . . het hulle gehoor . . ." (= When the embers *were* cold and the smoke *crept* — literally *creeps* — to the ground they heard . . .). The few imperfect forms in Afrikaans are relicts of another system and form a kind of island in the normal pattern of praesens forms; but sometimes the praesens forms of the auxiliary verbs are also used to conform to the other verb forms. There is a certain vacillation as shown by cases like the following:

"Hy het gekyk asof hy *wou* sê . . ." (= He looked as if he wanted to say); "Hy het gevoel asof sy asem *wil* wegslaan" (He felt as if his breath would stop).

It would be easy to find parallels for the mixture of objective and subjective style in Dutch and German dialects of the present day and previously, but it is the fact that Afrikaans has burned its boats, i.e. that it has lost the imperfect forms and is therefore forced to turn an emotional or stylistic device into a grammatical pattern which makes this development of particular interest for the student of the Germanic group of languages.

Stellenbosch
South Africa

MEYER DE VILLIERS

ARRANGEMENT OF MEANINGS IN LEXICOGRAPHY ¹⁾

PURPOSE, DISPOSITION AND GENERAL REMARKS

In lexicography the problem of how to arrange the meanings within each dictionary article is of importance. It has been common among lexicographers, when editing the article on some word, to ask themselves whether the meanings of the word should be arranged in their logical order or in some other order. This problem arose for lexicographers when they started to write dictionaries on historical principles, i.e. dictionaries where the history of the meaning and form of the words is described from a certain indicated date to a certain indicated date.

The main purpose of this article is a clarification of the methodology of meaning arrangement. It has not yet been sufficiently clarified what lexicographers mean when they state that they order the meanings according to their logical, empirical or historical order. It has especially been unclear what they have meant with the phrase "logical order". ²⁾

It has therefore been considered wise to start the article by referring to a study of statements of lexicographers in which the phrase "logical order" occurs, in order to find out what they mean with the phrase. (Part I).

As the results of part I have indicated that "logical order" had no definite meaning, there has been introduced a concept logical order in part II. In part II are further discussed the merits and demerits of the introduced concept logical order.

In part III another way of meaning arrangement has been discussed, namely so-called empirical order.

The discussion in this article is limited to historical dictionaries, but the phrase "historical dictionary" is taken in a wide meaning, so as to

¹⁾ I am thankful to Dr. F. de Tollenaere for reading through the manuscript in two subsequent draughts, and making valuable observations. He also encouraged me to start writing the article. A first draught of the article has also been read by Professor Arne Næss. Further I thank the whole staff at the *Woordenboek der Nederlandsche Taal* for their helpfulness and kindness during my stay at their lexicographical centre in Leiden, January 1953.

²⁾ Linguistic forms are placed between quotation marks. .

include all dictionaries giving the biography of the words through a certain period. Furthermore the discussion is limited only to the general aspects of meaning arrangement. Many details of practical importance to the lexicographer have not even been hinted at.

PART I. THE MEANING OF "LOGICAL ORDER"

In part I we will give the results of a tiny lexicographical investigation. In this investigation we have excerpted statements made by lexicographers. In these statements occurred the phrase "logical order", or a corresponding phrase if the language was not English. The excerpts have been taken from the following works, to which complete references may be found at the end of the article.

M. de Vries: *Woordenboek*, introduction pp. LX—LXI.

Murray: NED, General Explanations p. XXI.

Hjelmqvist: *Lexikografi*, p. 110—1.

Ordbog over det Danske Sprog, introduction p. XXXVIII.

F. de Tollenaere: *Lexicografie*, p. 638.

Casares: *Introducción*, p. 67 and p. 88.

Littre: *Dictionnaire*, section II p. IX.

Littre: *Comment*, p. 416—7.

Muller: *Opstellen*, p. 61 and 88—9.

The evidence which is provided by the excerpts points to the following: Lexicographers have operated with a distinction between historical and logical order. But most lexicographers have only had vague notions concerning the meaning of the phrase "logical order". They have arranged meanings according to their alleged logical order, without being able to state *what* they did when they arranged meanings in that order.

Most of the excerpts did not give any evidence concerning the meaning of "logical order". Almost the only information was provided by Hjelmqvist. That excerpt runs as follows in translation: "... for purely indigenous words Dr. Murray believes that the logical and historical order of the meanings usually coincide. But he scarcely means anything else with logical order than that order, which is conditioned by the development of one meaning from another according to the laws of association" (p. 111).

The suggestion of Hjelmqvist as to a meaning of "logical order" is

not methodologically satisfactory, because it is not sufficient for deciding whether a given order of meanings is logical or not. One may note that according to Hjelmqvist the logical and historical order of indigenous word-meanings *usually* coincide.

The notion of logical order of Hjelmqvist has been based on Murray. It has influenced a number of lexicographers who, assuming that "logical order" referred to exactly delimited research procedures, have introduced confusion in their practical research.

In the Danish, Swedish, Dutch, German and English dictionaries on historical principles, I have found no mention of logical order in the proper alphabetical place.

I have found no statements on the notion of logical order in German lexicographical literature, for instance the article by Paul and the introduction of *Deutsches Wörterbuch*. An interesting question is whether the statements of de Vries on logical order are due to Murray or to Littré, provided that Murray has not been influenced by de Vries. I have got the impression that the notion of logical order has its origin in French lexicographical literature, but then with a meaning near to what has been called "empirical order" in this article, and mainly about a synchronic state of language. Littré informs us that in the dictionary of the French Academy, that meaning was placed first which the lexicographer believed to be the most current in the language. (*Dictionnaire*, p. X). It seems that it is either de Vries or Murray who has first used "logical order" in a diachronical meaning.

PART II. THE FRUITFULNESS OF LOGICAL ORDER

Part I indicates that lexicographers have simply taken over the notion of logical order from each other without questioning seriously what "logical order" might mean. Already this might be considered a methodological weakness, as the question: which kind of meaning arrangement should be applied? poses itself in the editing of many articles.

Yet, it is possible to attach a definite meaning to "logical order". This might be done in two ways. 1). By observing and asking lexicographers at work, and investigating extensively articles written by them. 2). By attaching a definite meaning to "logical order" without extensive investigations, but such a meaning as we expect to arrive at after

extensive research. The first method is methodologically preferable, but requires much time, and eventually might give evidence of lexicographers not attaching one or more definite meanings to "logical order". Such a result it seems reasonable to expect after the discouraging study reported upon in part I. Here the second method will be chosen. We must then remember that the criticism which will follow this introduction of a concept logical order will only be relevant if this concept is close up to concepts logical order used by lexicographers.

Our concept logical order is close up to what Hjelmqvist says of the meaning of "logical order" as used by Murray. In terms of the concept we may state in which cases a certain order of meanings is the logical order of these meanings. Here follows the concept.

Given a word A. A is ambiguous such that it is synonymous with B or C or D for every case or most cases of its occurrences in a certain, delimited context. B, C and D are words, phrases or sentences. If one on the basis of implicit or explicit theories which one considers tenable, will assert without investigation that the meaning expressed by B has developed historically "out of" the meaning expressed by C, and the meaning expressed by C has developed historically out of the meaning expressed by D, then the logical order of the meanings expressed by B, C and D, is the meaning sequence expressed by DCB.

Commentary. B, C and D are words, phrases or sentences. This clause is put in because there is a methodologically important distinction between words and phrases on one side, and sentences on the other. The meanings of words and phrases may be more or less fruitful for the purposes of research, whereas the meanings expressed by sentences may be true or false. The introduced concept demands that a lexicographer will assert something without investigation. This clause is inserted in order that the lexicographer may follow the "laws of association" mentioned by Hjelmqvist. The clause that the meanings must be assumed to have developed out of each other historically is inserted, as I do not understand in what other way they might develop out of each other.

Example. Given the Danish verb „angribe" (attack). This word is ambiguous (according to *Ordbog over det Danske Sprog*) such that it can be rendered by at least seven main meanings when it occurs in the context Modern Danish from the 18th, 19th or 20th century. If one on the basis of implicit or explicit theories which one considers tenable,

will assert without investigation, that meaning 5 and 6 have developed historically out of meaning 2, and 2 out of 1, then the logical order of the meanings of „angribe” is 1, 2 and 5 + 6.

Now follows a discussion on the fruitfulness of such a concept in lexicography.

When we use the concept logical order, we actually assert a hypothesis about the historical development of meanings without any investigations. This is against fruitful methods in science, where one has to assert a hypothesis as a result of investigations. Even if one feels a strong conviction that the hypothesis is self-evident and will be accepted as tenable by all who think “normally”, this is no guarantee of the tenability of the hypothesis. So linguists in the 16th century felt a strong conviction of Hebrew being the language spoken in Paradise and the language from which all the other languages were descended. Research was expected just to verify this hypothesis. Subsequent research has not brought to the fore evidence of Hebrew being spoken in Paradise, and there is reason to believe that not all languages are descended from Hebrew.

Furthermore even lexicographers who arrange meanings according to their logical order often will come to disparate results as to the logical order of meanings. This is to be expected as they base their hypothesis of the logical order on the explicit and implicit theories which they consider tenable. Because of our unreliable memory it is already difficult to keep a clear survey of explicitly formulated theories in which we believe. But there is reason to believe that the explicitly formulated theories presuppose the truth of a great deal of implicit, that is unformulated theories. Thus, there is reason to believe that the implicit and explicit theories which lexicographers hold to be true, will differ from lexicographer to lexicographer. Accordingly, the application of the concept of logical order will vary from lexicographer to lexicographer, as the application proceeds according to the knowledge stored up in the mind of the lexicographer. The lexicographer may be said to base his assertion of logical order on his intuition.

On the basis of the above considerations, we will conclude that a concept logical order as introduced above, may not be used fruitfully in lexicographical research.

Then we will state shortly in which respects the alternative concept historical order is methodologically more fruitful.

"Historical order" has a definite and unambiguous meaning among lexicographers, the meaning being that a meaning X precedes in historical order a meaning Y, if and only if the hypothesis is tenable that X appears earlier in time in the language than Y.

The tenability of the hypothesis varies with the quality of the excerpts. When there are few excerpts, or when they have been gathered by incompetent or careless subjects, we will have little guarantee for the tenability of the hypothesis about historical order. But in no case will the lexicographer assert the hypothesis just because he feels that it is self-evident.

The basis on which the lexicographer asserts his hypothesis about the meaning development of a word, is mainly the collection of excerpts, supplied by hypotheses built up by the help of comparative linguistics. Sometimes etymology or comparative linguistics may supply knowledge which may not be inferred from the excerpts, and which knowledge supports the age of a meaning not supported by the excerpts. These data are usually easy to survey and do not vary in too great extent from lexicographer to lexicographer. In some cases lexicographers will disagree as to the historical order of meanings. This disagreement, however, is due to bad and insufficient data, and not to the different intuitions of lexicographers.

On the basis of the above considerations it is proposed not to arrange the meanings according to their logical order.

PART III. EMPIRICAL ORDER OF MEANING ARRANGEMENT

In addition to the arrangement of senses according to their so-called logical order, it has been proposed to arrange the senses according to their so-called empirical order. What is meant by this is seen by the following quotation from Casares, *Introducción*, p. 67—8.

"The Spanish Academy has always stuck to the following rule: In each article the different meanings of the words are arranged according to this order: first those of common and current usage, then the obsolete, colloquial, provincial and of American Spanish, those of slang and, lastly, the technical . . . This is the method which we call "empirical".

The arrangement of the senses according to their empirical order, is justified about in the following way by Funk and Wagnalls.

The average reader looks in the dictionary for the most current and

modern meaning. If one now first gives the etymology of the word, then the meaning nearest to its origin, even if sometimes not used, then other meanings and lastly its most modern and current meaning, then the average reader will be confused and embarrassed. It is better not to follow a definite system, only because it is logically and philosophically correct, if this system renders the task of the reader difficult rather than easy.

The preceding paragraph has been a free rendering of the opinions of Funk and Wagnalls, with some few reformulations.

This argumentation (of Funk and Wagnalls) will be referred to as "the justification".

In the justification occurs this phrase: "the meaning nearest to its/ i.e., of the word/ origin". This phrase contains an ambiguity which is of some importance for lexicographical research. It may be understood to be synonymous with the following phrase (1): "the meaning which appears on the oldest excerpts", or also this phrase (2): "the meaning most like the original meaning". The meanings referred to in these two phrases (1) and (2) may or may not be identical in a given case. We will here take it to be synonymous with (1), that is "the meaning which appears on the oldest excerpts".

Some further remarks may be made in relation to the justification. As already noted by Casares (p. 69) the historical dictionaries do not address themselves to the general public. They rather address themselves to etymologists, comparatists and students of historical grammar, students of the history of ideas, and other scientists. Thus, it may be argued, the confusion of the average reader has no relevancy for the question of how to arrange the senses.

But one should be careful to note that the address to a more exclusive public does not necessarily imply that the empirical order is less scientific than the historical order. Although there, to my knowledge, has not yet been established a science of popularization, the address of the articles to a less qualified public might conceivably be carried through according to rigid scientific criteria.

In the justification it seems, however, to be presupposed that an arrangement of senses according to their historical order is logically or philosophically more correct than an empirical order of arrangement. The argumentation for the empirical order is mainly based on its practical utility for the majority of the readers.

Now, one may well ask: on which reasons is the logical or philosophical superiority of historical order based? I cannot see that lexicographers have adduced strong arguments for the philosophical superiority of historical order.

Let us now discuss the status of empirical order. We will here attempt to give a friendly interpretation of the viewpoints of the proponents of a description according to empirical order. We take our point of departure in the quoted rule of the Spanish Academy (p. 17—8) and in the justification.

According to the rule of the Spanish Academy the common and current meanings should be put first. Let us take this to mean that the frequency of the meanings is decisive. Then the following question may be asked. How is it to be established whether a certain meaning has the greatest frequency?

If the excerpts of a given word are representative, that is give a fair sample of the usages of that word in a given speech community, then the most common and current meaning is that which occurs most often on the excerpts, and accordingly should be put first in the meaning arrangement.

As it may be seen, the rule of the most frequent meaning presupposes an assumption, namely that the excerpts are representative. If one had to show the truth of this presupposition, one would come into great difficulties. As a working-hypothesis, and if there is no reason to the contrary, one may profitably presuppose the assumption to be true. But if the requirements of exactness are raised beyond those current in lexicographical research to-day, then some research had to be spent on establishing the truth or falsehood of the presupposition. These requirements of exactness cannot so easily be raised, because the cost of producing dictionaries would then rise considerably. In present-day research one can do little more than to be vigilant so as to detect the eventual falsehood of the presupposition as soon as possible.

Now, if we take the rule of the Spanish Academy to mean that the relative frequency of the meanings is to be decisive, then it is not relevant what certain educated people believe to be the most current meaning, provided that these educated people have not undertaken serious investigations. The only man who may decide the question is the lexicographer who disposes of the excerpts. Although the material provided by the excerpts may be no reliable indicator of the usage in

the speech-community, it is the best available. The remarks in this paragraph are made because of the experiment performed by Casares with 8 educated subjects. (*Introducción*, p. 70). The experiment does not prove that the arrangement of the senses according to their empirical order is arbitrary in most cases, at least not if the phrase "empirical order" is taken in the meaning of relative frequency.

In some cases one may not be able to conclude which meaning is the most frequent. Several meanings may occur with about the same frequency in the available excerpts. In that case the empirical order does not provide a criterion for the arrangement of the senses. In relation to the empirical method of arrangement, the arrangement of meanings becomes arbitrary. But what would preclude the advocate of empirical order to apply the method of historical order in such a case?

Similar difficulties may arise in connection with the method of historical order. Thus, there may be several meanings whereof none may be said to be decidedly the oldest. This will especially happen often if one applies the method of historical order severely only in cases when the excerpt material may be assumed to be representative. By "representative" I here refer to cases in which continued excerpting will not result in the appearance of cases such that some meanings which earlier were believed to be the oldest, are superseded in age by some older meanings.

A point of view similar to the severe application of historical order, has been advocated by F. de Tollenaere in a discussion which I had with him in Leiden in January 1953. The following criterion, although not infallible, had often proved of help to him.

Let us suppose that there is given the excerpt material of two words. The dating of the oldest three meanings of word A is for instance 1620, 1640 and 1652. The dating of the oldest meanings of word B is for instance 1482, 1550 and 1630. In such a case experience supports that there is a greater chance that changes in the historical order of the three meanings of A in relation to each other will be brought about if new excerpt material becomes available than changes in the relative order of the meanings of B. The experience referred to in the preceding sentence is mainly of intuitive character. The rule may roughly be formulated thus: the smaller the distances between the datings, the greater is the chance that they do not give an adequate indicator of the actual historical meaning sequence. One has never an absolutely certain

guarantee for the excerpts giving an adequate picture of the historical reality.

The above remarks have far from exhausted the problems inherent in the application of the criterion of empirical order. Another difficulty may be illustrated by means of an example.

Let us suppose that we want to arrange the meanings of a word A in a language L, and that we want to apply the method of empirical order. The excerpt material shows more or less convincingly that the meanings of word A may conveniently be divided into n meanings, where $n > 1$. It is not implied that the meanings might not also be divided into m meanings, where $m > n$ or $m < n$.

The period which the dictionary is meant to encompass is the centuries a, b, . . . , k.

Now in century a it appears that meaning l is the most current, in century b meaning 3, in century i meaning r.

For such a case advocates of the empirical order have not made clear how they would apply their method. Yet, one may expect that similar cases will turn up rather often in lexicographical practice. A meaning which is the most current in one century, is not necessarily the most current in the next. The relations between the most current meanings in different centuries may easily become rather complicated, as may be seen from the above example. The difficulty of the application of the method of empirical order in frequent cases, damages seriously its applicability in lexicography.

Let us suppose for the sake of simplicity that the dictionary is edited in century j and that meaning i is the most frequent in this century. One might then, if one wanted, stipulate the rule that i should be put first, and then the other meanings according to the rule of the Spanish Academy. For meanings which were obsolete in century j, one might stipulate that they should follow after the living meanings.

One might devise other rules, similar to the rule in the preceding paragraph, but I am afraid that they would be at least as arbitrary. The above stipulated rules, or other, are necessary for the smooth working of lexicographical research, but they have the property that they do not serve a reasonable purpose besides the smooth working. The method of historical order will probably not give rise to such difficulties, and perhaps it will also be more easy to understand for those who are not lexicographers.

The above, rather speculative discussion of the applicability of the method of empirical order has not proved it to be inferior to historical order in *all* respects. It has been argued that there are cases in which it is more applicable than the method of historical order.

CONCLUSION

The considerations in part I—III lead to the adoption of historical order as the main method for arranging the senses in the dictionaries. But one should note that the adoption of this method of arrangement does not necessarily exclude the application of the methods of empirical order, and perhaps even of so-called logical order.

The difficulty of the application of so-called logical order consists mainly in the uncertainty as to which meaning should be attached to the phrase "logical order". Moreover it suffers from some other methodological weaknesses discussed on p. 8—9.

But empirical order may be profitably applied in conjunction with historical order. For cases in which the application of both historical order and empirical order should be incompatible, it seems convenient to apply historical order, and secondly empirical order. In cases in which the application of historical order does not give an answer to the problem of arrangement of senses, one may profitably apply empirical order. Thus, empirical order is made subordinate to historical order.

Rom 15

FINNGEIR HIORTH

Sognsveien 85

Oslo, U.H.

BIBLIOGRAPHICAL LIST

Anvisningar till insamlande av språkprov för Svenska Akademiens ordboksarbete. Lund, 1916. 4th ed.

JULIO CASARES: *Introducción a la Lexicografía Moderna.* Madrid, 1950.

JULIO CASARES: Qué es lo "Moderno" en Lexicografía. *Boletín de la Real Academia Española.* T. 31, Madrid 1951. p. 7—21.

V. DAHLERUP: Principer for Ordbogsarbejde. *Danske Studier*, 1907 p. 65—78. *Deutsches Wörterbuch.* B. 1. Leipzig, 1854.

FUNK & WAGNALLS: *New Standard Dictionary.* 1913.

A. HATZFELD & A. DARMESTETER: *Dictionnaire générale de la langue française.* T. 1. Paris, (1890).

- T. HJELMQVIST: *Modern Lexikografi*. Lund, 1896.
- E. ISTRINA: Zametki po dvuyazyčnym slovoryam. *Bulletin de l'Académie des sciences de l'URSS. Classe des sciences littéraires et linguistiques*. Moskva, 1944. Nr. 3, p. 78—97.
- TRYGVE KNUDSEN: Det norske litterære ordboksverk i 25 år. *Maal og Minne*. Oslo, 1948. p. 1—11.
- Lexicografische Berichte. *Zeitschrift für deutsche Wortforschung*, 7, 1906. p. 311—57. Articles by Bradley, Hoppe, Kluyver, Dahlerup a.o.
- E. LITTRÉ: Comment j'ai fait mon dictionnaire de la langue française. *Études et Glanures*. Paris, 1880. p. 390—442.
- E. LITTRÉ: *Dictionnaire de la langue française*. T. 1. Paris, 1863.
- J. W. MULLER: Eischen en Bezwaren der Wetenschappelijke Lexicographie. *Verspreide Opstellen*. p. 55—95. Reprinted from: *Taal en Letteren*, 9, (1898), p. 193—220.
- J. A. H. MURRAY: *The Evolution of English Lexicography*. Oxford, 1900.
- New English Dictionary*. Vol. 1. Oxford, 1888.
- Ordbog over det Danske Sprog*. Vol. 1. Copenhagen, 1919.
- H. PAUL: Über die Aufgaben der Wissenschaftlichen Lexicographie. *Sitzungsberichte der philos.-philol. und der hist. Classe der k. b. Akad. der Wissens. zu München*. 1894. p. 53—91.
- The Periodical*. Vol. 13, No. 143. 15th February 1928. Oxford University Press.
- L. V. ŠČERBA: Opyt obščey teorii leksikografii. *Bulletin de l'Acad. des sc. de l'URSS. Classe des sc. litt. et ling.* Moskva, 1940, No. 3.
- F. DE TOLLENAERE: Moderne Lexicografie in Skandinavië. *Verslagen en Mededeelingen, Koninklijke Vlaamsche Academie voor Taal- en Letterkunde*. Gent, 1943. p. 603—87.
- Woordenboek der Nederlandsche Taal*. Vol 1. 's-Gravenhage, 1882.

REVIEWS — COMPTES-RENDUS

LARS HERMODSSON: *Reflexive und Intransitive Verba im älteren Westgermanischen*. — Uppsala, Almqvist & Wiksells Boktryckeri AB, 1952. 347 pp.

The problems discussed in this doctor's thesis have often been dealt with. Intransitive constructions like *the book sells well* are most frequent in English. This is one reason why the author has chosen the older West Germanic dialects for his research. From his statistics, condensed in a figure on p. 311, it is clear that Old English and Middle Dutch are ahead of the other North Sea dialects in the use of these "intransitive" constructions.

After a lengthy and enlightening general introduction, in which the principles of diathesis, the nature and definitions of passive, medium, reflexive, intransitive and their syntactical functions are critically examined, Chapter 2 is devoted to Gothic, the following to the different West Germanic dialects.

Ch. 2 is among the most interesting. In my opinion Gothic has preserved some traits from Idg. also in that the distinction between transitive and intransitive is somehow irrelevant. I quite agree that ellipse of an object is an unnecessary assumption in many cases. But Sturtevant probably was right in ascribing the so called intrans. function to constructions where the verb is used in its absolute sense. The author seems to have misunderstood the implication of this term (p. 104—105). A sentence like *Fareisaieis . . niba daupjand ni matjand* can be translated: "they do not eat unless they perform the act of dipping" (their fingers, not themselves). Such renderings are especially apt for the instances of *þwahan*; *gagg þwahan* means: "go(and) have a wash". No object is required, the less so with an infinitive. Influence of Greek is possible, but not necessary to understand the Gothic idiom. A "medial" sense of the verb need not be assumed.

This chapter paves the way and brings preliminary conclusions which are borne out in the following sections. One of the most important is: the double function of many verbs, the concomitant use in reflexive and intrans. constructions, is a very old feature. The second need not derive from the first, by ellipse of an object, including

the refl. pronoun. Yet this conclusion seems more evident for the younger dialects. Gothic itself seems to point into another direction, as pointed out above.

The North Sea dialects represent a later period, a clearer development, culminating in Modern English. This does not mean however that the origin of the double function can be deduced from these documents, not even from Old English.

The sections on Middle Dutch are most illuminating, this dialect differing markedly from High German. The author does not pretend to have listed all verbs of M. Dutch. *Vervrouwen* and *dwaen* are missing. As to the latter the same remarks could be made as about the Gothic *þwahan*.

Modern Dutch might have developed much like English, but for the introduction of the refl. pron. *zich*, which spread from Germany. In an excursion of 29 pages this is discussed at length. We fully agree with the conclusion that the introduction of *zich* not merely meant a new morpheme, but it had a far-reaching influence on the verbal syntax of the language. The ingwaeonic particularity of the double function was checked in its development and rearranged on the model of German.

The author rightly stresses the importance of patternig (analogy) while drawing a picture of the evolution. Into possible ellipses we cannot hope to get a clear insight e.g. in the case of Gothic.

Dr Hermodsson is well-read in the literature on his subject; his material, though largely taken from dictionaries, includes several complete texts. The book is a valuable contribution to the science of grammar.

Oegstgeest

A. C. BOUMAN

FRIEDRICH STROH: *Handbuch der germanischen Philologie*. — Berlin, Walter de Gruyter & Co. 1952. — Pp. XX + 820. Price: DM 32.—.

This handbook is being advertised as 'das neue Grundwerk' for students, 'das unentbehrliche Handbuch' for philologists by profession, 'das zuverlässige Nachschlagewerk' for the scientist.

We regret to say that in respect of every one of these three ideals this work, despite its wide range, falls far short of the mark.

The book was written during the second half of 1947 and finished on May 20th 1948. It bears the stamp of its origin: 800 pages written in so short a space of time do not offer themselves for criticism of a deep-digging character. In those parts which should be most important and useful, it is rather a collection of bibliographical notes, each section being introduced by a summary of a general character. The beginner will find in many sections a good deal of quite valuable information, but he should not be misled by its one-sidedness.

An instance of this, and a serious symptom of the state of linguistics in Germany, is the way phonology and structural linguistics in general are dealt with. The one page (317) on phonology and the meagre list of publications reveal a deplorable disregard of its importance. What are we to think of the following sentence: 'Einige erachten daher die phonologische Betrachtungsweise als den Beginn einer neuen Epoche in der Sprachforschung, andere sehen darin längst bekannte Erkenntnisse'? One would like to know who are these 'einige', and who are the 'andere'.

In connection with the sound shifts Bloomfield's essay in *Language* 8 (1932) is mentioned on p. 313, but this is the only instance where his name occurs, and as far as I can see the only page where we find the title of this periodical. No wonder that, in another connection, Fourquet's monograph 'Les mutations consonantiques du Germanique' (1948), an admirable treatment of the matter along structural lines, seems to be unknown to the author.

In the preface the author makes the statement: 'Gerade auf unserer germanistischen Landkarte gibt es noch große weiße Flächen, um die sich der deutsche "Germanist" meist wenig kümmert'.

The truth of these words becomes only too evident from the book under review itself. Although it was an easy thing to list publications mentioned in German works, it would seem as if philological science in Germany now as before shows symptoms of self-sufficiency, which can only be detrimental.

A map like the one on p. 165, showing the birth-places of German philologists, reminds one of similar publications issued during the Nazi-régime, sent abroad for propaganda. A sketch like this may be harmless for foreign students, it may on the other hand narrow the horizon of Germans. The sketch on p. 163, including such names as Snorri Sturluson, Saxo Grammaticus, Franciscus Junius, Martin

Luther, Wulfila, opens a wider perspective. Yet: France for instance is a 'great white space', England and the United States have to show one name each only.

There is no excuse in the fact that the book seems to be written for Germans especially. It is to be feared that it may imbue its readers with a national pride which at the present time is wholly unjustified.

The following remarks are listed in alphabetical order as to the subject-matter.

Afrikaans (Burisch). Although older works like Heinrich Meyer's (1901) and N. M. Hoogenhout's (1904), written in German, are listed, the much more important monographs of Hesseling, Bosman and Boshoff are missing (p. 376).

Dutch. On p. 373 'De taalgids. 1 (1859) ff.'. *De Nieuwe Taalgids* is absent. Frings' *Die Stellung der Niederlande im Aufbau des Germanischen*, but not Hammerich's monograph on the same subject.

As so often in German works several errors of spelling occur: *Reekman* for *Beekman* (374), *woordforming* (373), *Klaus Heeroma*, *Dialektstudie* (375), *Oorgermansch handboek* (349) and some others.

Gothic. No mention is made (352) of the grammars by Van Hamel, Mossé and Wright.

History. The important studies on the discovery of America, as e.g. *The Northmen in America* and *The Problem of Wineland*, vol. II and XXV of the series *Islandica*, seem to be unknown.

History of Germanic Philology. No less than 80 pages are devoted to the brothers Grimm. Every one will share the admiration especially for Jacob Grimm. Yet I fail to see why a student should read all this in a handbook. What is worse: Verner's name is conspicuous by its absence, even in the register.

Linguistics. As already stated, Bloomfield's *Language* is ignored, so is Sapir's work and many others. Like *Language* so the periodical *Word* remains in the dark. In the section on grammar Hjelm's *Principes de grammaire générale*, in the one on psychology of language van Ginneken's *Principes de linguistique psychologique* are not deemed worthy of naming. Perplexing is the absence of Prokosch's excellent *A comparative germanic grammar* (1939), which in most respects should replace the older works by Kluge and Streitberg. As to the field of semantics the one-sidedness reaches a climax: Darmesteter, Stern, Reichling and Ullman are passed in silence, but even E. Wellander's *Studien zum Bedeutungswandel im Deutschen*.

Literature. I mention only W. P. Ker's *Epic and Romance*, the outstanding merits of which were recognized long ago even in Germany.

Scandinavian. One can hardly expect to find the modern English translations of the *Heimskringla* by Monsen, of the elder Edda by Bellows, of the prose Edda by Brodeur, the older saga-translations in the *Saga Library* of Morris and Magnússon, or the edition of the elder Edda and the Eddica minora with introduction, commentary and translation by M. Larsen (1943). But what about F. Jónsson's *De gamle Edda-digte* (1932) or Kock's edition of Skaldic poetry? Why should a student of modern Icelandic be withheld from using Stefán Einarsson's *Icelandic*?

It goes without saying: from these and many more shortcomings, the enumeration of which would become too tedious, it follows that the way in which several subjects are dealt with is old-fashioned and a good deal behind the time.

In the reviewer's opinion a work like this should have been written in collaboration with a number of specialists. Paul's Grundriss and the Dutch *Ensie*-encyclopedia are outstanding examples of how such a collaboration can be crowned with success.

Oegstgeest

A. C. BOUMAN

JOSÉ SIMÓN DÍAZ, *Bibliografía de la literatura Hispánica, II.*

(Instituto Miguel de Cervantes, Consejo Superior de Investigaciones Científicas, Madrid, 1951, XII + 387 pag. 4°).

Quite soon after the first volume we received the second and last general part of the bibliography of what the author calls: *literatura hispánica*, by which he understands the literature of the Iberian peninsula (Portuguese literature only in as far as it is closely connected with Castilian) and Spanish-American literature anterior to the independence of the new continent. The introductions to the various classes clearly show the compiler's hesitation in setting up his classifications, indeed no easy matter, pioneering work as it largely is. There is only one book which can have given him some guidance: the *Manuel de l'hispanisant* by Foulché-Delbosc and Barrau-Dihigo, which is unfinished and rather obsolete. If Prof. Simón, as he informs us, intends the following volumes to be exhaustive (special bibliographies of periods, genres and authors), this second volume of the general part

gives but a selection from the great number of catalogues of second-hand booksellers, which for a considerable part lack all scientific value. The author has searched sixty-three libraries in his own country and abroad. In an index at the end of the volume he enumerates those in which he has found bibliographical works mentioned in his book, stating the titles. Though in general the titles given by Simón are those of literary works, there are numerous purely historical books among them, and — how could it be otherwise? — the list of books on Spanish-American literature does not stop at Bolívar.

A large part of the work under review is devoted to local bibliographies, which have always abounded in Spain and are of different value. Sometimes the compiler states his opinion on a work, with more recent publications he refers to reviews. He distinguishes between bibliographies of the works on districts or places, and catalogues of local or district libraries. Further, this volume also gives a statement of the catalogues of Spanish libraries abroad, for Holland, e.g., those of the library of Utrecht State University and of the De Haan-donation in Groningen University library. Finally, class C. deals with the bibliography of knightly and religious orders both in the peninsula and in the colonies, anonyms and pseudonyms. Then follows a list of the indices of periodicals, the bibliography of printing in Spain and its former colonies and some very useful indexes. We are looking forward to the next volumes. For when a hispanist wants to collect books and articles (especially the latter) on a certain literary genre or author he is at a loss what to do. In spite of doubtful points and inconsistencies in the two volumes published so far, we are grateful and have every confidence in the forthcoming ones.

Santpoort-station

J. A. VAN PRAAG

JOAQUÍN DE ENTRAMBASAGUAS: *Síntesis de pronunciación española*. Madrid, Consejo Superior de Investigaciones Científicas, 8°, 152 pp.

This is a handy little introduction to the pronunciation of Spanish, nor does it pretend to be more than that. In his preface the author owns himself greatly indebted to Navarro Tomás, on whom he bases his book entirely. All that is of interest from a scientific point of view in Tomás' famous book has been left out here. The author, who has for

several years been teaching foreign students from various countries in the numerous summer-courses held in Spanish universities, has adapted his book to the minimum demands of these students.

At one point Entrambasaguas touches upon a practically neglected peculiarity which is highly intriguing, especially to the foreigner. It is on p. 130, where he says: "En el español, las unidades melódicas, que constituyen la frase, no pueden determinarse, rítmicamente, en muchos casos, por los grupos semántico o rítmico, porque no coinciden con el de la entonación. . ."

It is a fact that in ordinary everyday speech the Spaniard very often does not put the word-stress where according to the rule it ought to be laid. He stresses not only the possessive pronouns, as Navarro Tomás pointed out already, and the indefinite articles, as both Tomás and Salvador Fernández mentioned, but also definite articles and prepositions. At any rate they have a higher pitch, but I am convinced that pitch and stress coincide in these cases. I have taken my time to verify this from the gramophone records of the Linguaphone Curso de conversación, spoken by well-known professors as Antonio Pastor, Federico de Onís, Jorge Guillén and Joaquín Casaldueiro. Thus, in the first lesson, the stress in the sentence: "El padre y el abuelo son dos hombres" clearly falls on the second article "el". In the second lesson it says: "La abuela . . . contempla a sus yernos", and the stress is clearly put on the preposition "a". A little further on it says: "Y los de González están muy contentos", in which the preposition "de" is stressed. In the third lesson we hear "por consiguiente" and in the last word *con-* is stressed at least as much as *-iente*. Further on there is "en el suelo" with the stress on "en", and "por la tarde" with the stress on "por". Besides, it is to be noted that the forms of the impersonal verb *haber* (Fr. *y avoir*) and those of *ser* and *estar* are stressed, which to my knowledge I have not seen mentioned anywhere. Thirdly, I find "en el rincón del dormitorio hay una cuna" with stressed "hay"; "porque es muy pequeño" with stressed "es"; "la que está dando leche al gato" with stressed "está".

When a Spaniard reads a text aloud the stress is altogether different. We hear an ever recurring melody which seems to be of primary importance, it does not seem to matter whether the syllable which, within the melody, has the highest pitch and the stress accompanying it also logically ought to have it or not. Indeed, we can observe the

same over and over again in the singing of Spanish songs, also of folk-songs. The melody is primary and the text is squeezed into it. Syllables which according to Spanish grammar are unstressed often get the highest tone and are drawn out longest. I take, for instance, the romance "*La mañana de San Juan*" from *Cuarenta canciones españolas*, armonizadas por Eduardo M. Torner (Madrid, Residencia de Estudiantes, 1924, p. 118-119), a folk-song. The second line is "tres horas antes del día". The first three syllables all are one quaver, whereas the unstressed syllable "-tes" is three quavers, as well as the last syllable "-a". It is true that the tone of these prolonged syllables is not the highest of the sentence. Then, however, there follows a line: "salíme yo a pasear", in which the first two syllables each have one quaver whereas the third, though logically unstressed, covers five quavers. The first two are *a*'s, the last being a higher *d*.

However, I have never noticed this kind of accentuation either in conversation or in reading aloud. I have in the case of street-cries, in which the melody also seems to be primary.

The review of this handy little book induces me to kick at a stone which has long been in my way. May it hit a Spanish phonetician and not land on a by-road where nobody passes or right before the feet of somebody else who, like me, does not quite know what to do with it.

Santpoort-station

J. A. VAN PRAAG

MIGUEL ROMERA-NAVARRO, *Registro de lexicografía hispánica* (Rev. de Fil. Esp., Anejo LIV, Madrid, Consejo Superior de Investigaciones Científicas, 1951, 1013 pag. 4°.)

The former professor in Texas university, Miguel Romera-Navarro, who was for years the excellent editor of the *Hispanic Review* and to whom we owe so many important works, above all the monumental critical edition of Gracián's *El Criticón*, now gives us the pleasant surprise of a lexicographical work which will be of great use to the hispanist. He has worked at it for 25 years, assisted by his pupils. It is a list with references containing all the Spanish words whose meaning, etymology and usage have been discussed in any book or article. Also Spanish-American terms, and to a less degree dialectal and cognate Portuguese words have been included. The author has not consulted any general etymological glossaries of the Romance languages or of

Spanish only, nor any Spanish or Spanish-American dictionaries or vocabularies of one author or of one work. When a word occurs already in the similar "*Glosario de voces comentadas en ediciones de textos clásicos*" by Carmen Fontecha (Madrid, C.S.I.C. 1941), the author refers to this work. Carmen Fontecha had based her investigations on annotated editions only: what is of immense importance for the user is that Romera-Navarro's pupils have read through all the volumes of all the periodicals — both European and American — that ever publish any articles on Spanish etymology or lexicography.

To my mind, however, it were to be wished that — like Carmen Fontecha — Romera-Navarro had added very briefly the meaning of the word or expression concerned. Often it is sufficient to consult her work and quite unnecessary to turn to the publications she cites. Romera-Navarro gives the sources and no more. If his source is "Fontecha" we have only to look it up there. But if it is, e.g., "Bulletin, XII", we have to look up the 12th volume of the Bulletin Hispanique, which is available in a few libraries only, not to mention "Archivos" (Revista de Archivos, Bibliotecas y Museos, Madrid) or "Caro" (Boletín del Instituto Caro y Cuervo, Bogotá). In any case the book is useful for him who wants to make a study of a word and is ignorant of the fact that there already exists a study of it somewhere. When in this Registro he finds "Mérida" behind a word he knows that it is a dialectism, at any rate a word that is also used in Mérida, because it is discussed by Alonso Zamora Vicente in "*El habla de Mérida y sus cercanías*" (Madrid 1943).

Altogether a useful and serviceable book, but one which reminds us again of the still urgent need for a historical dictionary of the Spanish language such as is now being prepared by the Royal Spanish Academy.

Santpoort-station

J. A. VAN PRAAG

PAUL AEBISCHER, *Estudio de toponimia y lexicografía románica*.

Consejo Superior de Investigaciones Científicas. Instituto Antonio de Nebrija. Barcelona. Escuela de Filología, 1948, 156 pp. 4°.

In this volume the Swiss romanist has collected five studies, four of which are entirely new, the other one: *Etimología de catalán y de Cataluña*, being a summary of two earlier articles. The scope of the four new studies is the vast field of all Western romanics, so it is not only

the hispanist who will read them with great interest. They are written in a clear and lucid style and show a complete command of the literature on the subject treated and the author's thorough investigation and great penetration. The first article bears the title: *El étnico español: un provenzalismo en castellano*. This title settles an old debate. Though hesitatingly, Diez had come to the conclusion that the Spanish word *español* had by dissimilation developed from *españón*, a form also signalized in the Middle Ages (from *hispanione*), although he did think of a possible derivation from a diminutive *hispaniolus*. Meyer-Lübke, Menéndez Pidal, Zauner, and others accepted Diez' view unhesitatingly. Baist questioned the dissimilation of *españón*, as Spanish had retained such forms as *sabañón*, *cañón*, *piñón*. Aebischer did not think Menéndez Pidal's examples of dissimilation (*Barcinone* — *Barcelona*; *de-in-ante* — *delante*) to the point, as in them *n-n* becomes *l-n* but not *n-l* as in *españón* — *español*. Aebischer now had to face this problem: was the word *español* first signalized in Spain, namely in Castile, or did it originate outside Spain, from *hispaniolus*? And indeed the author succeeds in proving that this popular name (first a proper name) existed in Provençal early in the 12th century; he signalizes it shortly after in Catalonia and in the North of France and at the end of the 13th century in Italy. It is not before this time that the name crops up in Castile; in titles of translations it is not found until 1520. Further Aebischer shows that the ending *-ol* was frequent in Provençal for ethnic names, in this connection he mentions the name of the troubadour *Guilhem Montanhagol* (from *Montagnac*). If this should not be sufficient proof that *español* is of Provençal origin, also on ideological grounds Aebischer deems it impossible that the word should have originated in Castile in the 11th and 12th centuries, as at that time *Spania* and *Ispania* were used to denote the part of the Iberian peninsula which was occupied by the Moors. Thus the word would have become the name of the infidels, "los antiespañoles por excelencia". On this point I believe the author is a bit too subtle. For if the geographical name should have developed a meaning which to the Christian Spaniards was unpleasantly narrow, why should not the ethnic name have done so?

The third study is the interesting history of a word, viz. of the adjective *maritimus* and its feminine form in Romance languages; the fourth deals with the names of the apple, apple-tree, and apple-orchard in

Romance languages as they occur in Latin mediaeval documents. The last study is devoted to the etymology of Fr. *vignoble*.

Santpoort-station

J. A. VAN PRAAG

YAKOV MALKIEL, *The Hispanic Suffix — (i)ego, A Morphological and Lexical Study Based on Historical and Dialectal Sources*. University of California Publications in Linguistics. Vol. IV, No. 3, p. 111—213. University of California Press, Berkeley and Los Angeles. 1951, 4°, V + 102 pages.

This is one of those thorough-going word-studies such as we usually receive from the hand of this philologist, and in the hispanistic field almost exclusively from him: an exhaustive work. Still, he has not arrived at any surprisingly new conclusions in his investigation of the origin and distribution of the suffix, which has more than once been examined before, though superficially. The gifted Diez was almost entirely right in his view in the first edition of his *Grammatik der romanischen Sprachen* (1838). He said we have to do here with the Latin suffix *-icus*, besides which there has probably been some influence of a Celtic suffix. In the third edition of his work Diez was less positive. He then thought of *-aec* "aus einer der alten Landessprachen" (e.g., in *gallaecus*); he drops the idea of the Celtic suffix and finds himself facing a complicated situation. He presumes an influence of *graeus* (*griego*). After examining the whole area Malkiel, too, comes to the conclusion that this is a suffix exclusively belonging to the Iberoromance languages and bearing a polygenetic character. Malkiel studies the geographic and structural distribution of *-ego* and *-iego* over the peninsula, concluding that the few instances of *-ego* in the Spanish area are either of Portuguese origin or are only apparent endings in *-ego*, the *i* having been absorbed by a preceding palatal consonant. Conversely, those in *-iego* found in the Portuguese area are of Spanish origin. Often the two suffixes are no morphemes, but either post-verbal derivatives or of Arabic origin (*fanega*, *talego*). The author also discusses the frequent cases in which the suffix is joined on to another so as to form a so-called suffix-chain (*-ar-iego*, *-eg-al*, *-eg-oso*, in which the element *-eg-* has become an infix), as well as its relation to other suffixes such as *-eco* and *-engo*, the origin of which is unknown, and to the Spanish descendants of Greek-Latin endings: *-icus*, *-aicus* and *-iacus*. And Malkiel finds

indeed that Diez' view was not wrong. Of course the author is aware of the difficulty of the shift of stress: *-icus* > *-(i)ego*. He shows how Lat. *persicus* (in its sense of 'peach') has yielded both Sp. *pri(e)sco* and Arag. *preciego* and that Lat. *manīca* developed into Sp. *mango* and *manga* as well as into O. Sp. *maniego*. A shift of stress, probably due to already existing words such as *griego*, *gallego*, *judiego*, etc.

The suffix *-(i)ego* occurs almost exclusively in the vocabulary of the countryman. Even *palaciego* is first found in the mouth of the *rústico* in *églogas* such as those of Juan del Encina. Present-day authors frequently use the suffix for archaizing purposes. It is not very widely distributed in the New World, and even less among the dispersed Spanish Jews, probably owing to their sphere of life being so remote from that of the country. Malkiel further gives the various substantives and adjectives with this suffix, classified according to meaning. Only a few of them are used throughout Spain (*labriego* being the only frequent word).

A large amount of notes and extensive indices have been added.

Santpoort-station

J. A. VAN PRAAG

JÜRGEN FRÖHLICH, *Der Indefinite Agens im Altenglischen unter besonderer Berücksichtigung des Wortes man* (Schweizer Anglistische Arbeiten, 25. Band). A. Francke AG. Verlag, Bern, 1951. 145 pp. Price SFrs 18. —.

This is a syntactic study dealing mainly with the use of OE. *man* as an indefinite pronominal subject, and with impersonal passive constructions. In a brief introduction the author states that it is his aim to establish whether the two forms of expression, *man* + active verb and impersonal passive, could be used indiscriminately, or whether the usage answers to any discernible rules. Some other more or less related types, such as the accusative and infinitive with passive meaning, are incidentally also discussed.

The choice of texts on which this investigation is based is very limited indeed; in addition, it seems doubtful whether Alfred's *Orosius*, the West Saxon Gospels, and the Laws of Canute really form a representative selection of Old English prose. The Laws in particular hardly permit of generalizations as to normal Old English idiom; especially, one would think, where indefinite personal pronouns are concerned, so common in the conditional formula beginning '*gif mon*...

or 'giſ hwa...'. Moreover, in excluding from a study of this kind the accomplished prose of Ælfric in the first place the author would seem to have put himself at an entirely unnecessary disadvantage; in consequence, his findings, although apparently in his own view applicable to Old English prose in general, are of very limited value. Admittedly a certain interest may attach to his collection of relevant instances from the texts examined; but it must be added that one's confidence in the author's qualifications for his task is not increased by the fact that for his examples from the Gospels he has relied upon the antiquated edition of Bosworth and Waring, instead of using Skeat's standard work. For that matter, the parallel texts given in this latter would at the same time have made it easy to compare the usage in the several Old English versions of the Gospels, with possibly interesting results.

The method applied is an ambitious one, involving as it does a complicated classification of the material according to infinitesimal shades of meaning, a procedure perhaps more suited to the description of living languages than to the analysis of an ancient vernacular prose in an unformed state, and still beset by the hampering authority of its Latin models. I believe most modern scholars will agree that the occurrence in original OE. prose of constructions that can be paralleled in Latin syntax is no guarantee that Latin influence is absent; nevertheless the author concludes, with reference to Ælfred's Orosius: 'Das indefinite Passiv ... ist ... nicht sprachfremd; denn, obwohl wir mehr als die Hälfte der Passivbelege aus der Vorlage übernommen finden, steht doch auch eine relativ beträchtliche Zahl in freier Übersetzung oder im originalen Text. Es tritt also nicht nur vorlagebedingt auf' (p. 139f.). To justify such a statement as this, the widest possible range of material needs to be considered; but even the most meticulous research could never provide absolute certainty as to what is and what is not idiomatic Old English.

The appended 'Literaturnachweis' is not very precise, dates of publication, authors' initials, and page references to periodicals being partly or wholly absent. What is more serious, however, is the omission of several well-known general works on English historical syntax, such as Sweet's *New English Grammer*, Einkenel's various studies, Kellner's *Historical Outlines of English Syntax*, Onions' *An Advanced English Syntax*, and even Mossé's recent treatment of Old and Middle English syntax.

Such investigations as Mr Fröhlich's can be profitable only if comprehensive, as I have said; and as to Old English syntax, the difficulties are so numerous and the fundamental problems so complicated that descriptive treatment cannot progress beyond the barest of outlines. It remains conceivable that an inquiry of wider scope, in which it will also be impossible to ignore the fuller and perhaps more reliable evidence of early Middle English, will uphold Mr Fröhlich's conclusions; as they stand, however, they rest upon inadequate premises.

Amsterdam

R. VLEESKRUYER

PUBLICATIONS RECEIVED — PUBLICATIONS ADRESSÉES À LA RÉDACTION

PERIODICALS

Commentationes Humanarum Litterarum, Tomus XVIII, 1—4. Societas Scientiarum Fennica. Ejnar Munksgaards Forlag, København, 1953. XIX, 1—6, 1954.

International Journal of American Linguistics 20, No. 4, October 1954, Supplement, Memoir 10, *Psycholinguistics, A Survey of Theory and Research Problems*.

Jazykovedný Časopis (Linguistic Studies) VII, 1, 1953. Slovak Academy of Arts, Bratislava 1953. 254 pp.

Journal de la Société Finno-Ougrienne Vol 56. Helsinki 1952. 175 pp. Price Mk. 800.—.

Language, Journal of the Linguistic Society of America, Vol. 30, 1954. No. 1—4.

Leuvense Bijdragen. XLIII, 1953, 3—4. XLIV, 1954, 1—2.

Levende Talen No. 172, December 1953 — No. 176, October 1954.

Miscellanea Phonetica. Association Phonétique Internationale II, 1954. International Phonetic Association, University College, London, W.C. 1. 59 pp. Price 5 s.

Revista Colombiana de Folklore II, No. 2. Organo del Instituto Colombiano de Antropologia. Ministerio de Educacion Nacional. Apartado Nacional 407. Bogotá, Colombia. June 1953. 314 pp.

Slovenské Odborné Názvoslovie (Slovak Professional Terminology) I, 12, 1953, p. 353—384. II, 1, 2, 1954, p. 1—32 and 32—64. Slovenská Akadémia Vied, Bratislava 1954.

Word 10, No. 2—3, August—December 1954. *Linguistics Today*. Published on the Occasion of the Columbia University Bicentennial. p. 121—400.

GENERAL LINGUISTICS

A. Willem de Groot, *Text-Book of Linguistics*. (Stencilled). The University of British Columbia, 1954, 41 pp.

Walter Henzen, See LINGUISTIC GEOGRAPHY.

C. F. P. Stutterheim, *Taalbeschouwing en Taalbeheersing*. Meulenhoff, Amsterdam 1954. 179 pp.

GENERAL WORKS

Estudios Dedicados a Menéndez Pidal, Tomo V. Consejo Superior de Investigaciones Científicas. Patronato Marcelino Menéndez y Pelayo, Madrid 1954. 417 pp.

LINGUISTIC GEOGRAPHY

M. Sanchis Guarner, *La Cartografía Lingüística en la Actualidad y el Atlas de la Península Ibérica*. Consejo Superior de Investigaciones Científicas 43. Instituto Miguel de Cervantes 1953. 74 pp.

Walter Henzen, *Schriftsprache und Mundarten*, Ein Überblick über ihr Verhältnis und ihre Zwischenstufen im Deutschen. Zweite, neubearbeitete Auflage. Bibliotheca Germanica Bd. 5. Francke Verlag, Bern, 1954. 303 pp., with 16 plates. Price D.M. 22, cloth D.M. 26.

M. van den Hombergh-Bot, *Structuur in de Woordenschat van Drie Waterlandse Dialecten*. Een studie over de Dialecten van Marken, Volendam en Monnikendam. (Doctorate Thesis) Samson N.V., Alphen a.d. Rijn, 1954. 206 pp.

Leszek Moszyński, *Geografia Niektórych Zapożyczeń Niemieckich W Staropolszczyźnie*. (Geographische Ausbreitung Gewisser Deutschen Entlehnungen im Altpolnischen). With German summary. Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften in Poznań. Philologisch-Philosophische Klasse. Abhandlungen der Philologischen Kommission, Band XV, Heft 3, 1954. 95 pp.

LINGUISTIC STATISTICS

Pierre Guiraud, *Les caractères statistiques du vocabulaire*. Essai de méthodologie. Presses Universitaires de France. 108 Boulevard Saint-Germain, Paris, 1954. 116 pp.

ONOMASTICS

K. Treimer, *Über den Namen „Linz“*. Offprint from: Bericht über den II Österreichischen Historikertag Linz, 1951. p. 553—562.

PHONEMICS

Paul Menzerath, See PHONETICS.

J. D. O'Connor and J. L. M. Trim, *Vowel, Consonant and Syllable — a Phonological Definition*. Reprint from Word 9, 2, 1953, p. 103—122.

Luis J. Prieto, *Traits oppositionnels et traits contrastifs*. Reprint from Word 10, 1, 1954, p. 43—59.

Washington Vásquez, See PHONETICS.

PHONETICS

Poul Andersen and Louis Hjelmslev, *Fonetik*. Reprint from Nordisk Laerebog for Talepaedagoger, p. 233—353. Rosenkilde og Bagers Forlag, København, 1954.

Paul Menzerath, *Die Architektonik des deutschen Wortschatzes*. Phonetische Studien, herausgegeben von Paul Menzerath, Heft 3. Ferd. Dümmler, Bonn, Hannover, Stuttgart, 1954. VIII, 131 pp. with 14 plates and 24 tables. Price D.M. 22.

Washington Vásquez, *El fonema /s/ en el Español del Uruguay*. Universidad de la república. Facultad de Humanidades y Ciencias. Instituto de filología. Departamento de Lingüística. Montevideo 1953. 10 pp.

PSYCHOLOGY OF LANGUAGE

Psycholinguistics. A Survey of Theory and Research Problems. Report of the 1953 Summer Seminar Sponsored by the Committee on Linguistics and

Psychology of the Social Science Research Council Edited by Ch. E. Osgood. Supplement to IJAL Vol 20, No. 4, October 1954. Memoir 10. 203 pp.

G. Révész, *Denken und Sprechen*. Reprint from Thinking and Speaking, a Symposium. North-Holland Publishing Company, Amsterdam 1954, 50 pp.

G. Révész, *Thinking and Speaking*, A Symposium, with contributions by E. Buyssens, J. Cohen, W. C. Eliasberg, K. Goldstein, H. W. Gruhle, J. Jorgensen, F. Kainz, J. Piaget, B. L. v. d. Waerden. North-Holland Publishing Company, Amsterdam, 1954. 206 pp.

SCRIPT

H. M. Lambert, *Introduction to the Devanganari Script* for students of Sanskrit, Hindi, Marathi, Gujarati, Bengali. Geoffrey Cumberlege, Oxford University Press, Amen House, Warwick Square, London E. C. 4, 1953. 231 pp. Price 42 sh. (Sanskrit-Hindi section only 18 s. 6 d. net).

W. G. Hellinga, See AMERICAN LANGUAGES.

SEMANTICS

W. P. de Haas, *The Semantic Spectrum of Moisture in Arabic*, with some Indonesian Analogies. (Doctorate Thesis). N.V. Boek- en Steendrukkerij v/h H. L. Smits, 's-Gravenhage, 1954. 151 pp.

W. G. Hellinga, See AMERICAN LANGUAGES.

STILISTICS

Francisco de Aldana, See SPANISH.

Hans Drexler, *Hexameterstudien*, Iambische und spondeische Wörter vor der Semiquinaria. Verse mit überwiegender Semiquinaria: Wortschluss nach der vierten Hebung oder der vierten Senkung. Theses et Studia Philologica Salmanticensia V. Colegio Trilingüe de la universidad (Consejo Superior de investigaciones científicas). Salamanca, 1953. 129 pp. + 6 tables.

R. B. Slametmuljana, *Poëzie in Indonesia*, een literaire en taalkundige studie. Université de Louvain, Institut Orientaliste, Bibliothèque du Muséon Vol. 36. Hogeschoolplein 3, Leuven, 1954. 248 pp.

M. Criado de Val, *Análisis verbal del estilo*. Indices verbales de Cervantes, de Avallaneda y del autor de „La tia fingida”. Consejo superior de investigaciones científicas, Patronato „Menéndez y Pelayo”. Instituto „Miguel de Cervantes”, Revista de filología española. Anejo LVII. Madrid 1953. 131 pp.

J. de Vallata, See LATIN.

Stefan Urtel-Wierczyński, See POLISH.

STRUCTURAL LINGUISTICS

C. E. Bazell, *The Sememe*. Reprint from Litera I. Istanbul 1954, p. 17—31.

Eugenio Coseriu y Washington Vásquez, *Para la unificación de las ciencias fónicas* (Esquema provisional). Universidad de la Republica, Facultad de Humanidades y Ciencias. Instituto de Filología — Departamento de Lingüística. Montevideo 1953. 11 pp.

Dr. Bartina H. Wind, *Enkele Structurele Kenmerken van het Moderne Frans* (Inaugural Oration). Wolters, Groningen, Djakarta 1954. 26 pp.

Eugenio Coseriu, *Forma y sustancia en los sonidos del lenguaje*. Universidad de la Republica. Montevideo 1954. 77 pp.

VARIA

Eugenio Coseriu, *Amado Alonso* (1896—1952). Universidad de la republica. Facultad de Humanidades y Ciencias. Instituto de Filología. Departamento de Lingüística. Montevideo 1953. 11 pp.

Margarita Holguin y Caro, *Los Caros en Colombia, su fe su patriotismo, su amor*. Segunda edicion. Instituto Caro y Cuervo, Bogotá, 1953. 337 pp.

Report on the 4th Annual Round Table Meeting on Linguistics and Language Teaching, edited by Archibald A. Hill. Monograph Series on Languages and Linguistics, 4, Sept. 1953. The Institute of Languages and Linguistics. School of Foreign Service. Georgetown University. 116 pp. Price fifty cents.

NEGRO-AFRICAN

John Tompo Ole Mpaayei, *Inkuti Pukunot oo Lmaasai*. Annotated African Texts III: Maasai. Geoffrey Cumberlege, Oxford University Press, Amen House, Warwick Square, London, E. C. 4. 1954. 74 pp. Price 4/6 net.

ALTAIC LANGUAGES

Stefan Wurm, A Translation of an Article entitled *The Turkic Peoples of the USSR: the Development of their Languages and Writing* by Professor N. A. Baskakov, with comments by Dr. Stefan Wurm. Central Asian Research Centre in association with St. Antony's College (Oxford). Soviet Affairs Study Group. 52 pp. Price 6/.

AMERICAN LANGUAGES

Papers from the Symposium on American Indian Linguistics. Held at Berkeley, July 7, 1951. University of California Publications in Linguistics, Vol. 10, p. 1—68. Berkeley and Los Angeles, 1954. Price 75 cents.

Mary R. Haas, *Tunica Dictionary*. University of California Publications in Linguistics. Vol. 6, No. 2, p. 175—332. Berkeley and Los Angeles, 1953. Price \$ 2.25.

W. G. Hellinga, *Pétroglyphes Caraïbes: Problème Sémiologique*. North-Holland Publishing Company, Amsterdam 1954. Offprint from *Lingua* IV, 2, 1954. 45 pp.

Nils M. Holmer, *Apuntes comparados sobre la lengua de los Yaganes (Tierra del Fuego)*. Offprints from *Revista de la Facultad de Humanidades y Ciencias* No. 10, p. 193—223, No. 11, p. 121—143. Cerrito 73, Montevideo 1953.

R. S. Pittman, *A Grammar of Tetelcingo (Morelos) Nahuatl*. Language Dissertation 50, Supplement to *Language* 30, 1, part 2, January—March 1954.

ARABIC

W. P. de Haas, See SEMANTICS.

AUSTRONESIAN LANGUAGES

Isidore Dyen, *The Proto-Malayo-Polynesian Laryngeals*. Linguistic Society of America, Baltimore 1953. 65 pp.

BENGALI

H. M. Lambert, See SCRIPT.

CARIBBEAN

W. G. Hellinga, See AMERICAN LANGUAGES.

CAUCASIAN LANGUAGES

Thomas A. Sebeok and Louis H. Orzack, *The Structure and Content of Cheremis Charms* (Part Two). Offprint from *Anthropos*, International Review of Ethnology and Linguistics Vol. 48, 1953, p. 760—772.

CREOLE LANGUAGES

A. Donicie, C.s.s.R., *De Creolentaal van Suriname*, Spraakkunst. Paramaribo 1954. Radhakishun & Co. N.V. 151 + 11 pp.

CRETAN

† Benito Gaya Nuño, *Lexicon Creticum I b* (Inscripciones Monumentales: Faistos, Arkalochori, Mallia). Estudios sobre Escritura y Lengua Cretenses. Consejo Superior de Investigaciones Científicas. Instituto Antonio de Nebrija. Manuales y Anejos de „Emerita” XI. Madrid 1953. 84 pp.

DUTCH

M. van den Hombergh-Bot, See LINGUISTIC GEOGRAPHY.

C. B. van Haeringen, *Netherlandic Language Research. Men and Works in the Study of Dutch*. Leiden, 1954. 108 pp.

ENGLISH

A. W. de Groot, *Scientific Grammar of Present-Day English*. A Text-Book for Colleges and Universities (stencilled). University of British Columbia Book-Store. Vancouver 8, B.C., Canada, 1954. 119 pp. Price one Dollar.

Aasta Stene, *Hiatus in English*. Anglistica III, Rosenkilde and Bagger, Copenhagen 1954, 102 pp., Price Dan. Cr. 13.50.

ESKIMO

Tor Ulving, *Two Eskimo Etymologies in the Light of Consonant Gradation*. Reprint from *Studia Linguistica*, p. 16—33.

FINNO-UGRIAN

E. N. Setälä, *Näytteitä Liivin Kielestä* (Kerännyt E. N. Setälä (Specimens of Livonian, Collected by E. N. Setälä). Mémoires de la Société Finno-Ougrienne 106. Helsinki 1953, 530 pp. Price Hinta Mk. 1800:—.

Olla Teräsvuori, *Oljamissa Käynti, Runöntutkimus* (The Visit to Oljami. Investigation of the Poem). Mémoires de la Société Finno-Ougrienne 107, Helsinki 1954, 303 pp. Price Hinta Mk. 800:—.

FRENCH

Maurice Cornu, *Les formes surcomposées en français*. Romanica Helvetica Vol. 42, A. Francke Verlag, Bern, 1953, 268 pp. Price Fr. 42.—.

Paul Imbs, *Le subjonctif en français moderne*. Publications de la faculté des lettres de l'université de Strasbourg, 1953. 70 pp.

Bartina H. Wind, See STRUCTURAL LINGUISTICS.

GERMAN

Walter Henzen, See LINGUISTIC GEOGRAPHY.

GREEK

A. N. Ammann, *-ιος bei Platon*. Ableitung und Bedeutung mit Materialsammlung. Paulus Verlag, Freiburg, Schweiz, 1953. 270 pp. Price D.M. 12.—.

GUJARATI

H. M. Lambert, See SCRIPT.

HEBREW

F. Cantera Burgos, F. Perez Castro, *Antologia Hebraica Postbiblica*. Facultad de Filosofia y Letras. Instituto Arias Montano (CSIC). Madrid 1953. 150 pp.

HANUNÓO

Harold C. Conklin, *Hanunóo-English Vocabulary*. University of California Publications in Linguistics, Vol. 9, p. 1—290, 1 map. Berkeley and Los Angeles 1953. Price \$ 3.75.

HINDI

H. M. Lambert, See SCRIPT.

INDO—ARYAN

K. de Vreese, Ph. D., *A Dravidian Turn in Apabhramśa*. Offprint from the Journal of the Royal Asiatic Society, April 1954, p. 35—42.

ICELANDIC

Alexander Jóhannesson, *Isländisches Etymologisches Wörterbuch* 4/5. A. Francke A. G. Verlag, Bern, 1954. 800 pp. Price S. Fr. 45.60.

INDONESIAN

R. B. Slametmuljana, See STILISTICS.

KOREAN

G. J. Ramstedt, *Studies in Korean Etymology* II. Mémoires de la Société Finno-Ougrienne XCV: 2. Helsinki 1953. 64 pp. Price Hinta Mk. 200:—.

Joan V. Underwood, *Concise English-Korean Dictionary*, Romanized. The 8000 Most Useful English Words and Phrases with Korean Equivalents in both Roman and Korean Letters. Charles E. Tuttle & Co. Rutland, Vermont, USA. Tokyo, Japan, 1954. 320 pp. Price \$ 1.50.

LATIN

Hans Drexler, See STILISTICS.

J. de Vallata, *Poliodoros, Comedia Humanistica Desconocida*. Introduccion, Estudio, Transcripcion y Notas por Jose Maria Casas Homs. Instituto „Nicolas Antonio”, Consejo Superior de Investigaciones Cientificas, Madrid 1953. 272 pp.

De Witt T. Starnes, *Renaissance Dictionaries English-Latin and Latin-English*. University of Texas Press, Austin 12, Texas. 1954. 428 pp. Price \$ 6.00.

LITHUANIAN

M. Niedermann, A. Senn, A. Salys, *Wörterbuch der litauischen Schriftsprache*, Litauisch-Deutsch. 22., 23., 24. Lieferung (III, Bogen 9—12, 13—16, 17—20, p. 129—320). Carl Winter Universitätsverlag, Heidelberg, 1954. Price D.M. 6.30.

LUGANDA

E. O. Ashton, E. M. K. Mulira, E. G. M. Ndawula, A. N. Tucker, *A Luganda Grammar*. Longmans, Green & Co., London—New York—Toronto, 1954. 516 pp. Price 25 s.

MARATHI

H. M. Lambert, See SCRIPT.

NAHUATL

R. S. Pittman, See AMERICAN LANGUAGES.

POLISH

Kristine Netteberg, *Études sur le verbe polonais*. Rosenkilde og Bagger, Copenhagen, 1954. 155 pp., Price £ 1.1.—.

Stefan Vrtel-Wierczyński, *Kazania Gnieźnieńskie* (Les Sermons de Gniezno). With summary in French. Société des amis des sciences et des lettres de Poznań, Monuments de la langue et littérature polonaises No. 2, ul. Alfreda Lampego 27/29, Poznań (Pologne) 1953. 167 pp.

Leszek Moszyński, See LINGUISTIC GEOGRAPHY.

ROMANCE

M. H. J. Fermin, *Le Vocabulaire de Bifrun dans sa Traduction des Quatre Evangiles*. Amsterdam 1954. 165 pp.

RUSSIAN

Max Vasmer, *Russisches Etymologisches Wörterbuch*. Lief. 11 (Bogen 6—10), p. 81—161. Carl Winter, Universitätsverlag, Heidelberg 1954.

SANSKRIT

Francisco Rodríguez Adrados, *Védico y Sánscrito Clásico* (Gramática, Textos y Vocabulario Etimológico). Manual de Lingüística Indoeuropea Dirigido por Antonio Tovar. Cuaderno II. Consejo Superior de Investigaciones Científicas. Madrid 1953. 207 pp.

H. M. Lambert, See SCRIPT.

SLAVIC

N. S. Trubetzkoy, *Altkirchenslavische Grammatik*, herausgegeben von R. Jagoditsch. Österreichische Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse, Sitzungsberichte, 228. Band, 4. Abhandlung. Wien 1954. 197 pp. Price Ö. S. 96.—.

SLOVAK

Pravidlá slovenského pravopisu s pravopisným a gramatickým slovníkom. (The Rules of the Slovak Orthography with an Orthographic and Grammatical Vocabulary). Slovenská akadémia vied (Slovak Academy of Sciences). Bratislava 1953. 409 pp.

SPANISH

Francisco de Aldana, *Obras Completas*. Edición de Manuel Moragon Maestre, I, 235 pp. II, 269 pp. Consejo Superior de Investigaciones Científicas, Instituto „Miguel de Cervantes”. Biblioteca de Antiguos Libros Hispánicos dirigida por Joaquín de Entrambasaguas. Serie A, Vol. XXII and XXIII.

M. Sanchis Guarner, See LINGUISTIC GEOGRAPHY.

M. Criado de Val, See STILISTICS.

TUNICA

Mary R. Haas, See AMERICAN LANGUAGES.

TURKISH

Heikki Paasonen, *Mischärtatarische Volksdichtung* gesammelt von Heikki Paasonen, Übersetzt und herausgegeben von Eino Karahka. Helsinki 1953. Suomalais-Ugrilainen Seura, Mémoires de la société Finno-Ougrienne, 105. 136 pp. Price F.M.K. 700:—.

Stefan Wurn, See ALTAIC LANGUAGES.

VEDIC

Francisco Rodríguez Adrados, See SANSKRIT.

(Valkhoff). — J. M. Kořinek, Od indoeuropského prajazyka k praslovančine (Carl L. Ebeling). — A. V. Isačenko, Fonetika spisovnej ruštiny (id.). — V. Blanár, Bibliografia jazykovedy na Slovensku v rokoch 1939—47 (id.). — J. Štolc, Nárečie troch slovenských ostrovov v Maďarsku (id.). — A. Sychra, Hudba a slovo v lidové písni (id.). — Južnoslovenski Filolog, XVIII, knj. 1—4 (id.). — M. Niedermann, A. Senn u. F. Brender (A. Salys), Wörterbuch der litauischen Schriftsprache, Litauisch-Deutsch, Lief. 15—20 (id.). — Peeter Arumaa, Sur l'histoire des adjectifs en -u en balto-slave (id.). — R. F. Mikuš, A propos de la syntagmatique du professeur A. Belič (id.). — J. B. Rudnyč'kyj, Canadian Place Names of Ukrainian Origin (id.). — id., Slavistica Canadiana A. D. MCML (id.). — Geo W. Simpson, The Names „Rus“, „Russia“, „Ukraine“ and their historical Background (id.). — Eino Nieminen, Beiträge zur altpolnischen Syntax II (id.). — Fr. Pause, G. Kandler und A. Leischner, Untersuchungen zum Agrammatismus (Reichling).

LE LANGAGE PAR SIGNES CHEZ LES MOINES

PAR

G. VAN RIJNBERK

L'Auteur a établi par ordre alphabétique un index des signes monastiques en usage, d'après une vingtaine de listes classées chronologiquement. Il donne un court aperçu historique de cet usage; il indique le but et le nombre de signes employés, ainsi que la nature et l'origine de certains de ces signes.

1954 — 163 pp. fl. 5.—, 10 sh., \$ 1.25

Ask your Bookseller or the Publishers

NORTH-HOLLAND PUBLISHING COMPANY
AMSTERDAM

LINGUA is issued quarterly, one volume containing about 450 pages.
Subscription price a volume florins 27,50. (\$ 7.50, £ 2.15.—).

Backnumbers are partly available; send your request to the publishers.

Subscriptions should be sent to your bookseller or directly to the publishers: *North-Holland Publishing Company, P.O.B. 103, Amsterdam-C, Holland*.

Manuscripts should be original typescripts (not carbon copies), in double spacing and on one side of the paper only; written in the English, French or German language and carefully revised as alterations in print are expensive. They must be accompanied by a summary of 5 to 10 lines. This summary will be printed at the head of the article. Authors alone are responsible for the opinions expressed in their papers.

Manuscripts and publications for review or listing should be sent exclusively to *A. Reichling, Amsteldijk 86'', Amsterdam-Z, Holland*. Reviews are printed as circumstances permit. No publication sent in can be returned.

Reprints. Contributors will be entitled to receive 50 free reprints. Extra reprints will be available at cost.

Please indicate number of additional reprints on the proof.

LINGUA est publié en quatre fascicules par an, un volume complet comprenant 450 pages environ.

Prix de l'abonnement: Hfl. 27,50 (\$ 7.50. £ 2.15.—) par an.

Les abonnements doivent être commandés au libraire ou à l'éditeur.

Les fascicules de volume I-II-III sont disponibles en partie; pour cela et pour tous les autres renseignements concernant les abonnements et l'administration, prière de s'adresser à l'éditeur: *North-Holland Publishing Company, P.O.B. 103, Amsterdam-C, Pays-Bas*.

Les manuscrits doivent être écrits à la machine, à double espace; l'envers de la page doit être blanc. Les auteurs sont priés de soumettre leurs manuscrits en anglais, français ou allemand, et d'apporter tous leurs soins pour éviter des frais supplémentaires de la correction dans les épreuves.

Un résumé de 5 à 10 lignes doit accompagner les manuscrits. Ce résumé sera publié en tête de l'article.

Les auteurs sont seuls responsables pour le contenu de leurs articles.

Les manuscrits et les publications pour compte rendu ou notice doivent être adressés exclusivement à *M. A. Reichling, Amsteldijk 86'', Amsterdam-Z, Pays-Bas*. Les comptes rendus seront publiés autant qu'il sera possible. Aucune publication ne pourra être rendue.

Tirages à part. Les auteurs ont droit de recevoir 50 tirages à part gratuits. Des tirés à part supplémentaires sont disponibles au prix coûtant. Prière d'indiquer le nombre sur l'épreuve.